[C. G. Koerner]

Aesthetische Ansichten.

1901.5275.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Leipzig
bei Georg Joachim Göschen, 1808.

ABGEGEBEN
AUS DER
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
ZU
JENA

I.

Ueber Geiſt und Esprit.

Wer unter dem Druck der Bedürfnisse lebt, kennt für den Werth der Dinge keinen andern Maasstab, als ihre Brauchbarkeit. Durch seine thierische Natur und seine gesellschaftlichen Verhältnisse werden ihm gewisse Zwecke aufgedrungen, und nur was zu Erreichung dieser Zwecke als Mittel dient, weiß er zu schätzen. Griechen und Römer erkannten an dieser Denkart den Sklaven; der Name einer solchen Menschenklasse ist aus den gesitteten Staaten unsers Zeitalters verbannt, aber was ihrem Charakter entgegengesetzt ist, die Freyheit der Seele, ist jetzt unter allen Ständen eine desto seltnere

Erscheinung. Bei aller höhern Kultur, der wir uns rühmen, zeigt sich der knechtische Sinn besonders noch oft in den Urtheilen, die über den Verstand eines Menschen gefällt werden.

Auch der Gedanke wird von der größern Anzahl nur nach seinem Dienste geschätzt. Ein Verstand, der Schätze, Macht, Ansehen, Zuneigung erwirbt, erhält seinen Rang in den Augen anderer nach dem Verhältnisse, wie der Werth dieser Zwecke mehr oder weniger anerkannt wird. Ein Schritt weiter, und es entsteht Achtung für die gelingende Thätigkeit des Verstandes überhaupt. In der Wahl des kürzesten und sichersten Wegs zu irgend einem Ziele, in der klugen und schnellen Benutzung jedes Vortheils, in den sinnreichen Kunstgriffen, den entgegengesetzten Hindernissen auszuweichen, oder sie zu überwinden, ehrt man

die Kennzeichen höherer Fähigkeiten ohne Rücksicht auf ihre jetzige besondere Anwendung. Man ahndet das Talent des Geschäftsmannes aus seinem Benehmen am L'hombretisch. Aber immer noch gilt der Verstand nur für ein taugliches Werkzeug. Man unterscheidet Grade dieser Tauglichkeit, und den höchsten nennt man Esprit — ein Wort, das in dieser Bedeutung nicht durch Geist übersetzt werden sollte. *)

Was unter dem Wort Geist verstanden wird, gehört mit demjenigen, was der Franzose Esprit nennt, gar nicht in eine Klasse, und eine Verwechslung dieser beiden Begriffe ist nichts weniger als gleichgültig.

*) Das Wort Witz war nach dem ehemaligen Sprachgebrauche gleichbedeutend mit Esprit. Man findet z. B. in ältern Verpflichtungsformeln fürstlicher Räthe, daß sie nach ihrem besten Witz die Geschäfte behandeln sollen.

Der Mensch ist als Theil des Weltalls durch seine Verhältnisse beschränkt; er kann seine Ketten vergolden, aber er kann auch streben sie zu zerreißen. Wo noch ein Funke des Prometheischen Feuers vorhanden ist, wird dieser auch unter der Asche noch fortglimmen. Sobald der äußere Druck sich vermindert, oder die innere Lebenskraft sich erhöht, wird einer edleren Natur die Sphäre zu enge, in die sie sich ohne ihr Zuthun versetzt sieht. Es entsteht ein Trieb die Schranken der Thätigkeit und Empfänglichkeit zu erweitern, und wenn dieser Trieb mit dem Vermögen ihn zu befriedigen verbunden ist, so wird beides zusammen durch das Wort Geist bezeichnet.

List hat der Mensch mit vielen Thieren gemein, und der hochgepriesene Esprit ist oft nichts weiter als List. Auch selbst in den Fällen, da die Erreichung eines bestimm-

ten Zwecks ein schwieriges und verwickeltes Geschäft ist, das mannichfaltige Vorbereitungen, Fertigkeiten und Kenntnisse erfordert, bedarf es zu dem glücklichen Erfolge keiner persönlichen Veredlung überhaupt. Nur zu dem einzelnen Geschäfte muß der Mensch gut abgerichtet seyn, und es mit Fleiß, Aufmerksamkeit und Behendigkeit treiben. Nur was zu dem Gelingen der Unternehmung gehört, kommt in Betrachtung; alles andre Persönliche verschwindet.

Aber es giebt andre Erscheinungen der menschlichen Natur, wo auch bei dem mißlungenen Erfolge das Persönliche allein unsere Aufmerksamkeit anzieht. Alle Zwecke und Bedürfnisse der menschlichen Abhängigkeit verschwinden bei dem Anschauen eines Wesens höherer Art, das aber unsers Geschlechts ist, und uns zu sich emporhebt. Für diese Erscheinung hat die Sprache keine

andern Ausdrücke, als solche, wodurch sie das Ueberirdische bezeichnet — Genius — Geist — Begeisterung. Auch das Wort Esprit hatte ursprünglich eine solche Bedeutung, aber durch eine von den bekannten Uebertreibungen des französischen Sprachgebrauchs wurde es entweiht. Zu den kleinlichsten Geschäften bedurfte es eines Geistes. Aber diese irdischen Geschäfte waren auch in der Meinung so wichtig geworden, daß man darüber alles Ueberirdische vergaß.

Auch der Geistvollste verfällt oft nach der höchsten Spannung in einen Zustand der Erschlaffung, und wenn er leicht von der Sinnlichkeit überwältigt wird, so sind die Momente der Begeisterung nur selten und vorübergehend. Aber in diesen Momenten wenigstens erhebt er sich über die gemeine Natur, und steht auf einer höhern Stufe der Wesen. Ein Gefühl seiner Würde be-

gleitet dieſen Zuſtand, und wohl ihm, ſo lange er dieſes Gefühls noch fähig iſt! Er ſteht auf ſich ſelbſt gegründet und unabhängig unter ſeinen Zeitgenoſſen. Seine Erſcheinung iſt oft drückend für die kleinen Seelen, die ihn umgeben, aber vergebens ſuchen ſie ihn zu ſich herabzuziehen. Nur alsdann erſt, wenn er anfängt, ihres Beifalls zu bedürfen, iſt ſein Fall entſchieden. Um vor der Menge zu glänzen, iſt Esprit das einzige Mittel; Geiſt wird nur von wenigen anerkannt, denn nur da, wo er auf den Geiſt eines andern trifft, wird er verſtanden. In ſchwachen Stunden verſchwindet der Stolz der ächten Genialität, und an ſeine Stelle tritt Eitelkeit und Koketterie. Erreichen dieſe unglücklicher Weiſe ihren Zweck, ſo iſt der Geiſt an die Unterwelt gefeſſelt — er hat von ihren Früchten gekoſtet. —

Wie anders, wenn es ihm noch gar nicht einfällt, sich geltend machen zu wollen! Er glaubt auf dem rechten Wege zu seyn, und dieß giebt ihm ein beruhigendes Selbstgefühl, aber er ist fern von dem Dünkel, sein Ziel erreicht zu haben. Noch immer sieht er sich weit unter seinem Ideale, und dieß macht ihn bescheiden. Selbstzufriedenheit ist ein Charakterzug des Esprit, denn er wollte nicht mehr, als was er leistet. Er ruht auf seinen Lorbern, und mit einem vornehmen Blicke sieht er auf den Geist herab, dem vieles mißlingt. Denn außer seiner Welt hat der Geist eine gewisse Ungeschicklichkeit, deren der Esprit sich schämen würde. Auch selbst in dem, was der Geist mit Liebe hervorbringt, wird oft die Idee nicht durch die Ausführung erreicht, und das Produkt läßt manche gerechte Foderung unbefriedigt.

Ueberhaupt ist es nicht das Werk des Geistes, wornach wir ihn schätzen sollen. Sein bloßes Daseyn, wenn es auf irgend eine Art sich verkündigt, ist für die Menschheit wohlthätig. Wo er Empfänglichkeit findet, gleicht seine Erscheinung einem Feste, und Feste sind es ja, die uns das Leben würzen, und selbst den Wilden dafür bewahren, daß er nicht unter dem Drucke der Bedürfnisse zur thierischen Natur herabsinkt.

Der Geist offenbart sich im Umgange, in der Gelehrtenwelt, in Geschäften, in der Liebe, und in der Kunst. In allen diesen Verhältnissen wollen wir ihn betrachten.

Einsamkeit hat an sich selbst für ihn keinen Werth; nur in den Momenten der Thätigkeit ist sie ihm oft Bedürfniß, um ihn vor Störungen zu sichern. Er schwelgt ungern allein in seinen Ideen, und wünscht

seinen Genuß mit einem andern Geiste zu theilen. Daher seine Freude, wenn er einer Seele begegnet, die ihn versteht.

Das Nützliche ehrt er, und weiß es zu gebrauchen, wo es der Dienst fodert, den ihm seine Verhältnisse auflegen. Denn willig dient er der größern oder kleinern Gesellschaft, zu der er gehört. Aber er ist niemandes Sklav, und sobald er zum Gefühl seiner Freiheit erwacht, ist es nur das Große und Schöne, was ihn beschäftigt. Feurig ergreift er es, wo er es findet, und was er dabei fühlt und denkt, möchte er gern um sich her verbreiten.

Fremdes Verdienst erregt nie seinen Neid. Er glaubt gern an das Vortreffliche, weil es nie für ihn drückend ist, und er dreist sich ihm gegenüber stellt.

Aechter Gehalt entgeht ihm nicht selbst unter den Schlacken der Rohheit oder Ver-

wilderung. Seine Ideenwelt macht ihn nicht unempfindlich gegen die Reize des Wirklichen. Die schönen Blüthen der Menschheit — Freude und Liebe — sind ihm in jeder Gestalt holde Erscheinungen, und nur mit zarter Schonung wagt er es, sich ihnen zu nähern.

Aber sich selbst und seine gegenwärtigen Verhältnisse vergißt er leicht über den Gedanken und Empfindungen, die irgend ein äußerer Eindruck in ihm erweckt. Eine glänzende Rolle in irgend einem Zirkel spielen zu wollen, fällt ihm gar nicht ein; nur von denen, die er achtet und liebt, wünscht er nicht verkannt zu werden. Unter gleichgültigen Personen wird er sich oft vernachlässigen, und gegen die Gesetze des guten Tons verstoßen.

Dem Esprit kann so etwas nie begegnen. Er ist nie zerstreut, immer aufmerksam auf

die gegenwärtigen Personen und ihre Verhältnisse, schnell in Benutzung des vorhandenen Moments, abgemessen in seinem ganzen Betragen. Jede Gesellschaft ist für ihn ein Schauplatz, und alles ist bei ihm auf die hohe Meinung berechnet, die er von sich selbst seinem Publikum beibringen will. Daher die gebildete Sprache, der feine Takt für das Schickliche, und die Entwicklung jedes Talents, das zum Gefallen oder zum Unterhalten gebraucht werden kann.

Der Geist des Gelehrten wird an dem Ideale erkannt, das ihm von seiner Wissenschaft vorschwebt. Sein Ziel ist im Gebiete des Unendlichen. Auch die vereinigten Kräfte mehrerer Jahrhunderte können sich ihm nur nähern; aber jeder Fortschritt erweitert die Sphäre des menschlichen Wissens. Für den Esprit ist die Wissenschaft nur Mittel zu einem fremdartigen Zwecke,

nicht Zweck an sich. Er schätzt sie wegen ihres praktischen Gebrauchs, und weil sie mit Ehre und andern Vortheilen lohnt. Sie giebt ihm Gelegenheit, auf eine glänzende Art als Lehrer unter seinen Zeitgenossen aufzutreten. Er strebt nach schriftstellerischem Ruhme, und vernachlässigt nichts, um seinem Buche eine solche Form zu geben, die ihm bei einem bestimmten Publikum eine günstige Aufnahme sichert. Alle Künste der Koketterie werden hierzu aufgeboten, die höchste Eleganz der Sprache, ein Gemisch von Bescheidenheit und Selbstgefühl im Tone des Vortrags, sorgfältige Vermeidung des Trockenen bei allem Anscheine von Gründlichkeit, und besonders die Erhaltung der Täuschung, daß der Gegenstand völlig erschöpft sei bei der gedrungensten Kürze. Bücher dieser Art finden wir häufig in der französischen Litteratur, und oft werden

sie als Muster für angehende Autoren gerühmt.

Für den Geist ist ein Buch nicht mehr als ein Brief. Er schreibt ihn, wenn er etwas wichtiges mitzutheilen hat, ohne in der Art dieser Mittheilung zu künsteln. Sein Werk hat gar nicht den Zweck, alle andre Schriften über denselben Gegenstand entbehrlich zu machen. Er will nur Beiträge zu dem Ganzen liefern, dessen Vollendung den künftigen Zeitaltern vorbehalten ist. Sein Vortrag ist lichtvoll und edel, denn was er dachte, war klar und bestimmt, — er dient einer Wissenschaft, die er verehrt, aber freiwillig und mit Würde. Ohne Declamation oder geheuchelte Wärme läßt er die Gefühle laut werden, die sein Stoff in ihm erweckt, aber oft scheint er kalt, weil er ernst ist. Wo es auf strenge Prüfung und tiefes Forschen ankommt, strebt

er

er nicht nach anmuthigen Formen, sondern wählt gern den kürzesten Weg sich verständlich zu machen. In diesem Falle achtet er nicht auf Klagen über Trockenheit; die Profanen sollen verscheucht werden. Aber er haßt die erkünstelte Gravität, wodurch die Leerheit sich wichtig zu machen sucht, und gern verweilt er auch bei der gefälligen Seite seines Gegenstandes.

Geschäfte betreibt der Esprit größtentheils mit einem glänzenden Erfolg. Er kennt keinen höhern Zweck, als der ihm durch fremde Autorität, oder durch die vorhandenen dringenden Bedürfnisse gegeben wird; aber er ist sinnreich und unermüdet, Mittel dazu aufzufinden. Was er in Geschäften redet und schreibt, empfiehlt sich durch Genauigkeit, Ordnung, Klarheit und Eleganz. Mit einem scharfen und schnellen

Blick beobachtet er die gegenwärtigen Verhältnisse innerhalb seines Wirkungskreises, und weiß jeden günstigen Moment zu benutzen. Er schämt sich eines unnöthigen Aufwandes von Zeit und Kräften, und sinnt auf Methoden, sein Geschäft abzukürzen, zu vereinfachen und zu erleichtern.

Wird hingegen der Geist zu einer bestimmten Thätigkeit in der wirklichen Welt aufgefodert, so ist sein erstes, sich diese Thätigkeit zu veredeln und zu idealisiren. Nicht was ihm fremde Meinungen und Gewohnheiten aufdringen, sondern was er selbst für das höchste erreichbare Ziel erkennt, ist sein Zweck. Das Ganze, dem er dient, soll diesem Ziele, wenn auch nur allmählig, sich nähern. Jeder Schritt rückwärts, alles was dem vorhandnen Uebel Dauer und Consistenz giebt, wenn es auch scheinbare Vortheile fur den Augenblick gewährt, ist

ihm verhaßt. *) Aber je weiter seine Sphäre, desto mehr hat er mit dem Eigennutz und der Eitelkeit aller derer zu kämpfen, die bei der Ausführung seiner Plane auf irgend eine Art zu verlieren haben. Eine offne Fehde hätte er nicht zu fürchten, aber die List seiner Gegner weiß ihm die Momente abzulauern, da er mit der Zukunft beschäftigt irgend einen Umstand in der Gegenwart übersieht. Daher scheitern seine Plane sehr oft und es wird ihm als Ungeschicklichkeit angerechnet, wenn irgend ein Mißbrauch fortdauert, dessen gänzliche Ausrottung er auf einen günstigern Zeitpunkt versparte, oder wenn irgend ein Bedürfniß des Augenblicks unbefriedigt bleibt.

Liebe ohne Geist ist nur eine gefälli-

*) So eiferte z. B. Turgot — ein würdiger Repräsentant der Staatsmänner von Geist — gegen alles, was er perfectionner le mal nannte.

gere Einkleidung des Egoismus. Ein Ideal muß der Mensch lieben, oder er liebt nur sich selbst. Für jeden Grad der Ausbildung giebt es besondere Ideale und selbst für den ersten Schritt aus dem Zustande der Rohheit. So wie das Gefühl der Menschheit erwacht, beginnt die Macht des Schönen, und was den Sinnen als reizend erscheint, schmückt die Phantasie mit ihren Schätzen und umgiebt es mit einem überirdischen Glanze. Je mehr Geist in der Liebe, desto inniger die Verehrung, desto schüchterner, verlegener und unbehülflicher das Betragen, wo es darauf ankommt, zu gefallen. Für den Esprit hingegen ist Liebe ein Geschäft, bei dem Sinnlichkeit oder Koketterie befriedigt werden soll. Unbefangen und dreist wird er auftreten, und fast immer sein Spiel gewinnen, weil er jede Schwächen seines Gegners zu benutzen weiß. Was der Geist

liebt, ist ihm zu heilig, um es irgend einer Schwäche für fähig zu halten.

Liebe und Kunst sind es, worin der Geist am reinsten erscheint. Daher gefällt sich auch die Kunst so sehr in Darstellung der Liebe.

Ohne Geist ist die Kunst nur eine Sklavin der Ueppigkeit. Bei zunehmender Verfeinerung wird zwar ein gröſserer Aufwand von Kräften erfodert, um dem verwöhnten Geschmack ein Lächeln des Beifalls abzugewinnen; aber dieß macht den Dienst des Künstlers nur schwerer, nicht ehrenvoller. Nur der Geist erhebt ihn über alle drückenden Verhältnisse, und giebt ihm einen selbstständigen Werth.

Die Versinnlichung eines Objekts, einer Begebenheit, eines Zustandes kann für ein bestimmtes Publikum einen Werth haben. Sie ist eine Aufgabe für den Esprit, die er zu

lösen nicht verfehlen wird. Aber der ächten Kunst ziemt es nicht, hierbei stehn zu bleiben. Nicht das Objekt selbst, nur sein Wiederschein in der Seele des Künstlers ist darstellungswürdig; denn in diesem Wiederschein offenbart sich der Geist.

Die geistigste Hülle des Geistes ist die Idee, aber diese erscheint nur durch bestimmte Formen. Durch diese wird sie versinnlicht, da sie sonst nur gedacht werden konnte. Daher die Foderung der Bestimmtheit in den Werken der Kunst bis auf ihre kleinsten bemerkbaren Theile. Aber alles Geformte muß mit der Idee des Ganzen übereinstimmen, und in dieser Idee muß unendlicher Gehalt mit Bestimmtheit verbunden seyn.

Dieß sind die Grundgesetze des Geschmacks. Er kann dem Geiste nichts geben, sondern nur seine Erscheinung beför-

dern. Er duldet keine Beschränkung, als die zur Bestimmtheit nothwendig ist. Das Sinnliche der Kunst ist zwar endlich, aber bis in seine kleinsten Elemente muß es höchst bedeutend seyn, weil es ein Symbol des Unendlichen ist.

Der Geist ahndet den Geist auch in der flüchtigsten Skizze; aber nur durch vollendete Darstellung tritt er in die wirkliche Welt ein, und wirkt auch auf den zahlreichern Theil des Publikums, der eines stärkern Reizes bedarf, um sich über das Irdische zu erheben. Indem das Idealische sich versinnlicht, wird das Sinnliche veredelt. Auch ist es des Geistes würdig, in dem darzustellenden Objekte alles aufzufassen, was ein höchst ausgebildeter Mensch im vollkommensten Zustand seiner Organe, unter den günstigsten Verhältnissen und bei

der gespanntesten Aufmerksamkeit daran wahrnehmen würde.

Wie sich der Geist in der Wirklichkeit äußert, und wie er sich vom Esprit unterscheidet, bedarf niemand mehr erinnert zu werden, als der Deutsche. Er ist nur zu geneigt, den Esprit des Franzosen im Umgange, des Engländers im Gewerbe, des Italiäners in der Kunstfertigkeit und in der Befriedigung conventioneller Foderungen des Geschmacks zu bewundern. Leicht kann es ihm da begegnen, einen höhern Werth zu verkennen, und dadurch selbst auf einer niedrigern Stufe stehn zu bleiben, als zu der er bestimmt war.

II.

Ueber die Freiheit des Dichters bei der Wahl seines Stoffs.

Werke der Begeisterung zu genießen, ist selbst in unserm Zeitalter kein gemeines Talent. Bei aller Empfänglichkeit für die feinern Schönheiten der Kunst fehlt es doch oft an einer gewissen Unbefangenheit, ohne die es ohnmöglich ist, sich ganz in die Seele des Künstlers zu denken. Zwar nähert sich in unsern Tagen die ästhetische Kritik einer größern Vollkommenheit, indem sie Achtung gegen die Freiheit des Genies mit Strenge gegen seine Nachlässigkeiten vereinigt. Aber in Ansehung des Stoffs haben nicht selten gerade die bessern Menschen die wenigste Nachsicht. Sie können oft durch

nichts mit einem Kunstwerke ausgesöhnt werden, in welchem sie irgend ein Verstoß gegen Wahrheit oder Moralität beleidigt hat. Allein während daß sie selbst dadurch manche schätzbare Genüsse entbehren, erbittern sie zugleich den Künstler durch die Strenge ihrer Foderungen. Unwillig über die engen Gränzen, in die seine Thätigkeit eingeschränkt werden soll, behauptet er oft seine Freiheit bis zur Uebertreibung, und wagt es, einem Theile des Publikums zu trotzen, den er zu gewinnen verzweifelt.

Schon dieß wäre Grund genug zu einer Revision der Begriffe, die bei jener wohlmeinenden Aengstlichkeit zum Grunde liegen, um wo möglich zwo Gattungen von Menschen, die nur durch Mißverstand entzweit werden konnten, einander näher zu bringen. Vornehmlich aber kommt hierbei das Interesse der Kunst in Betrachtung, das

mit dem Intereſſe der Menſchheit in genauerer Verbindung ſteht, als man gewöhnlich ſich einbildet.

In Anſehung der Mannichfaltigkeit des Stoffs hat unter allen Künſten die Poeſie den weiteſten Umfang, und bei ihr ſcheint es daher am nöthigſten, den Künſtler auf gewiſſe Rückſichten bei der Wahl ſeines Gegenſtands aufmerkſam zu machen. Auch hält man die gewöhnliche Ausartung der Beredſamkeit in Sophiſterei für ein warnendes Beiſpiel, um einen ähnlichen Mißbrauch der dichteriſchen Talente zu verhüten. Und gleichwohl iſt es eben ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen dem Redner und Dichter, der dieſen bei der Wahl ſeines Stoffs zu einer größern Freiheit berechtiget, als jenen.

In ſo fern der Redner zu belehren, zu überzeugen, durch Erweckung von Leiden-

schaften eine bestimmte Absicht zu erreichen sucht, ist er kein Künstler. Er gebraucht die Sprache als Mittel zu einem besondern Zwecke, nicht zu Darstellung seines Ideals. Die Kunst ist keinem fremdartigen Zwecke dienstbar. Sie ist selbst ihr eigner Zweck.

Die Wahrheit dieses Satzes kann freilich nicht eher einleuchten, als bis die jetzt herrschenden Begrisse über die Bestimmung der Kunst durch edlere verdrängt werden. Noch immer ist ein grosser Theil des Publikums in Verlegenheit, wenn vom Verdienste des Künstlers die Frage ist. Unter den allgemein anerkannten Bedürfnissen ist keines, für dessen Befriedigung er arbeitet, und das Vergnügen, wofür er bezahlt wird, möchte man nicht gern für den Zweck seines Daseyns erklären. Selbst unter denen, die die höhern Geisteskräfte des Virtuosen zu schätzen wissen, entsteht oft der

Zweifel, ob es keine würdigere Anwendung dieser Kräfte gebe, als den Grillen des Luxus zu fröhnen. Daher die wohlgemeinten Versuche, das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen, und die Würde der Kunst dadurch zu erhöhen, daß man sie zur Predigerin der Wahrheit und Tugend bestimmte. Aber ist denn wirklich ihr Werth davon abhängig, daß ihr eine beschränktere Sphäre angewiesen wird? Ist es so ausgemacht, daß sie zu ihrer Empfehlung eines entlehnten Verdienstes bedarf?

Unter die weniger bekannten, aber desto dringenden Bedürfnisse der Menschheit im Ganzen gehört die Erhaltung der Energie bei einem hohen Grade der Verfeinerung. So lange der Trieb zur Thätigkeit bei einer Nation nicht erschlafft, hat sie bei ihrer vollkommensten Ausbildung nichts zu besorgen. Es ist Vorurtheil, die Ausartung

eines Volks für ein unvermeidliches Schicksal einer alternden Kultur anzusehen. Die Geschichte der ältern und neuern Zeiten belehrt uns, daß die erhabensten Verdienste neben den wildesten Ausschweifungen des Luxus bestehen konnten, und daß selbst eine sinkende Nation so lange aufrecht erhalten wurde, als der Keim der Begeisterung bei ihren edleren Bürgern noch nicht völlig erstickt war. Das untrüglichste Kennzeichen des Verfalls ist Trägheit — Mangel an Empfänglichkeit für die Freude, die eine gelingende Anstrengung durch sich selbst gewährt. Diese Trägheit ist mit einem gewissen Frohndienste sehr vereinbar, den die Furcht vor Mangel oder Schande auflegt, und für den man sich in Stunden der Ruhe durch unthätiges Schwelgen zu entschädigen sucht. Der verzärtelte Mensch will seinen Genuß auf dem kürzesten Wege erlan-

erlangen; er will ärndten, wo er nicht geſäet hat. Höhere Freuden, die nur durch Aufopferung oder Arbeit erkauft werden können, reizen ihn nicht, und dieß iſt der Grund, warum er an innerm Gehalte, nicht in dem Verhältniſſe gewinnt, wie ſich der Reichthum ſeiner Ideen vermehrt. Es fehlt ihm an Kraft, dieſe Nahrung des Geiſtes zu verarbeiten. Der höchſte Grad dieſer Erſchlaffung iſt ein hektiſcher Zuſtand, ein allmähliges Abſterben alles wahren Verdienſtes. Aber nicht immer iſt dieß Uebel unheilbar. Der Menſch iſt oft ſchwach, weil er ſeine Kräfte nicht kennt. Er entbehrt oft die höhern Freuden, weil er ſie niemals gekoſtet hat. Ihn zum Gefühl ſeines Werths zu erheben, und ihm durch würdigere Genüſſe die niedrigen Befriedigungen der Eitelkeit und thieriſchen Sinnlichkeit zu verekeln, iſt das wichtigſte Geſchäft der

ächten Ausbildung, ohne welches alle übrige Kultur nur Flitterstaat ist. Und hier zeigt sich das wahre Verdienst der Kunst in seiner Größe. Sie erscheint in einer ehrwürdigen Gesellschaft — an der Seite der Religion und des Patriotismus.

Was diese drei mit einander gemein haben, ist die Bestimmung, Leidenschaft zu veredeln, ein Ziel, dessen sie sich nicht schämen dürfen. Der Mensch ist zu abhängig von den Gegenständen, die ihn umgeben, um der erhabenen Ruhe fähig zu seyn, die nur der Gottheit eigen ist. Leidenschaften waren von jeher ein Bedürfniß der Menschheit, und werden es auch in ihrem vollkommensten Zustande bleiben. Sie haben die schlummernden Keime der edelsten Thätigkeit entwickelt, und dieß ist ein reichlicher Ersatz für alle unglücklichen Folgen ihrer Ausschweifungen. Sie wa-

ren die Stufe, auf der der ſinnliche Menſch ſich von der Sklaverei der thieriſchen Triebe zu einer höhern Vollkommenheit emporſchwang, und noch jetzt rächen ſie oft ihre Verachtung an dem, der ſich reiner Geiſt genug zu ſeyn dünkt, um ihrer entbehren zu können.

Die wohlthätigen Wirkungen des religiöſen und bürgerlichen Enthuſiasmus ſind einleuchtend, und daß beide zuweilen in Schwärmerei ausarten, benimmt ihrem Werthe nichts. Licht und Wärme im glücklichſten Verhältniſſe bleiben immer das Ideal der menſchlichen Vollkommenheit. Weniger gefährlich von dieſer Seite iſt indeſſen der äſthetiſche Enthuſiasmus oder das verfeinerte Kunſtgefühl, weil man ihm gerade das kräftigſte Gegenmittel wider dergleichen Ausſchweifungen, die Bildung des Geſchmacks, zu ver-

danken hat. Aber zugleich sind die Wirkungen der Kunst auch weniger glänzend. Ihr Einfluß äußert sich oft erst in den entferntesten Folgen, und dieß ist der Grund, warum man so oft ihren Werth verkennt, und es beinahe zur Toleranz gegen den Künstler für nöthig hält, ihm irgend ein anerkannt-nützliches Geschäft anzuweisen.

Nicht in der Würde des Stoffs, sondern in der Art seiner Behandlung zeigt sich das Verdienst des Künstlers. Die Begeisterung, welche in ihm durch sein Ideal sich entzündet, verbreitet ihren wohlthätigen Strahl in seinem ganzen Wirkungskreise. Wer ihn zu genießen versteht, fühlt sich emporgehoben über das Prosaische des alltäglichen Lebens, in schönere Welten versetzt, und auf einer höhern Stufe der Wesen. Und daß dieser Zustand nicht immer bloß ein augenblicklicher Schwung ist, daß der

Nachhall dieſer Empfindungen noch oft in der wirklichen Welt fortdauert, iſt der Grund, warum eine Veredlung der Menſchheit durch Kunſt möglich iſt. Was ſie zu leiſten vermag, beſteht nicht bloß in der Gewöhnung an höhern Lebensgenuß. Die ſchönſte Wirkung der Kunſt iſt die edle Schaam, das Gefühl ſeiner Kleinheit, das einen Menſchen von Kopf und Herz bei Betrachtung jedes Meiſterſtücks ſo lange verfolgt, bis es ihm ſelbſt gelungen iſt, in ſeiner Sphäre Schöpfer zu ſeyn.

Begeiſterung iſt die erſte Tugend des Künſtlers und Plattheit ſeine größte Sünde, für die er auch um der beſten Abſichten willen keine Vergebung erwarten darf. Er verfehlt ſeine Beſtimmung, wenn er, um irgend einen beſondern moraliſchen Zweck zu befördern, eine höhere äſthetiſche Vollkom-

menheit aufopfert. Sein Geschäft ist Darstellung des Großen und Schönen der menschlichen Natur. Auch wo sein Stoff von einer andern Gattung zu seyn scheint, sind es doch nicht die Gegenstände selbst, welche er schildert, sondern ihr Eindruck auf einen glücklich organisirten Kopf, die Art, wie sie in einer großen oder schönen Seele sich im Momente der Begeisterung spiegeln. Besonders ist es das eigenthümliche Verdienst der Dichtkunst, die Anschauung menschlicher Vortrefflichkeit möglichst zu vervielfältigen. Es giebt aber interessante Seiten der menschlichen Natur auch außerhalb der Gränzen der Wahrheit und Moralität. Es giebt einen ästhetischen Gehalt, der von dem moralischen Werthe unabhängig ist.

Betrachtet man den Menschen in Verbindung mit der ihn umgebenden Natur,

seine Begriffe und Meinungen im Verhältniß mit der Beschaffenheit der Dinge selbst, seine Art zu handeln in Beziehung auf andere empfindende Wesen, so läßt sich kein anderer Maßstab seines Werths denken, als Weisheit und Tugend. Aber dieser Gesichtspunkt ist nicht der einzige. Die Summe von Ideen, Fertigkeiten, Anlagen und Talenten, die in jedem einzelnen Menschen vorhanden ist, hat einen fur sich bestehenden Werth, auch wenn auf den Gebrauch derselben gar keine Rücksicht genommen wird. Bei dieser Schäzung wird der Mensch isolirt, und sein innerer Gehalt, wodurch er sich von andern einzelnen Wesen unterscheidet, von seinem relativen Werthe abgesondert, auf den er als Glied eines größern oder kleineren Ganzen Anspruch machen kann. Aus der Verwechselung dieser Begriffe entsteht das Un-

befriedigende in den gewöhnlichen Theorien vom Verdienste, und eben so wichtig ist dieser Unterschied bei der Frage, in wie fern es dem Künstler erlaubt ist, die Gränzen der Wahrheit und Moralität zu überschreiten.

Irrthum und Laster sind an sich selbst kein Gegenstand der Kunst, wohl aber der eigenthümliche Gehalt, der auch durch die Fehler und Ausschweifungen eines vorzüglichen Menschen hindurch schimmert. Es giebt Thorheiten und Verbrechen, die eine Vereinigung von außerordentlichen und an sich sehr schätzenswerthen Eigenschaften des Kopfes und Herzens voraussetzen. Durch diese Mischung von Licht und Schatten entsteht eine Gattung von Gegenständen, die sich besonders der tragische Künstler am ungernsten versagen würde, weil oft seine erschütterndste Wirkung gerade von einem

solchen Contraste abhängt. Auch hat man hierin vorzüglich den dramatischen und epischen Dichtern mehr Freiheit einräumen müssen, wenn sie nicht bloß abstrakte Begriffe personificiren, sondern lebendige Menschen mit bestimmten Umrissen darstellen sollten. Strenger beurtheilt man aber in dieser Rücksicht gewöhnlich den lyrischen Dichter, ohngeachtet er sich vom dramatischen eigentlich nur in der äußern Form unterscheidet, und die Ode nichts anders ist, als der Monolog eines idealischen Menschen in einer idealischen Stimmung. Indessen ist man größtentheils darüber einverstanden, daß der Dichter sich aller leidenschaftlichen Darstellung enthalten müßte, wenn ihm gar keine Aeußerung erlaubt seyn sollte, die nicht mit den besten Einsichten der Vernunft und den Gesetzen der Moralität völlig übereinstimmte. Nur über den Grad dieser Freiheit ist

unter dem geſchmackvollern Theile des Publikums eigentlich noch die Frage.

Kühnheit in der Auswahl des Stoffs iſt bei Künſtlern von vorzüglichen Talenten ſehr oft die Folge eines gewiſſen republikaniſchen Stolzes. Sich bei dem Publikum durch gefällige Gegenſtände einzuſchmeicheln, halten ſie für den Behelf der Schwäche. Die Wirkung, welche ihr Ziel iſt, wollen ſie ganz ihrer eigenen Kraft zu danken haben. Und wohl der Nation, wo dieß Gefühl von Unabhängigkeit noch unter den Künſtlern möglich iſt, wo ſich die Kunſt nicht bloß mit beſtellter Arbeit beſchäftigt, ſondern auch ihre freien Geſchenke dankbar genoſſen werden. Durch zu viel Nachſicht des Publikums indeſſen artet jene Kühnheit nicht ſelten in Uebermuth aus, und daher die Mißgeburten einer wilden Phantaſie, die oft auch den toleranteſten Kunſtliebhaber empö-

ren. Diesem Uebel zu steuern, ohne die rechtmäßige Freiheit des Künstlers einzuschränken, ist ein Geschäft der ächten Kultur.

Es giebt nehmlich eine Grenzlinie, die der Künstler eben so wohl aus ästhetischen, als aus moralischen Rücksichten nicht überschreiten darf. Er handelt wider sich selbst, wenn er das Interesse seines Kunstwerks zerstört. Und dieß geschieht, wenn die widrigen Empfindungen, die er erweckt, den Genuß überwiegen, auf dem der Werth seines Produkts beruhte. Was an sich selbst ein unverdorbenes Gefühl für Wahrheit und Moralität beleidigt, darf nur in so fern ein Gegenstand der Kunst werden, als es einer begeisternden Idee untergeordnet und zu ihrer lebendigen Darstellung nothwendig ist. Zwei Extreme sind hier zu vermeiden, Barbarei und Verzärte-

lung; zwischen beiden ist der Geschmack in seiner höchsten Vollkommenheit.

Dichterische Wahrheit fordert oft mit Recht eine gewisse Aufopferung der philosophischen. Seinem Ideale auch da noch getreu zu bleiben, wo dessen Darstellung an Karrikatur gränzt, ist eine schätzbare Kühnheit, ohne die besonders der Dichter die Wirkung des Erhabenen in leidenschaftlichen Schilderungen nie zu erreichen vermag. Einseitigkeit und Uebertreibung im Urtheilen, und Ausschweifung im Handeln ist der Charakter der Leidenschaft. Wo dieser in wirkliche Karrikatur übergeht, ist er kein Gegenstand der Kunst mehr. Aber diesen Punkt genau zu unterscheiden ist eben der Vorzug des wahren Genies. Der große Mann scheint nur zu wagen. Er kennt die Gefahr, aber zugleich ahndet er seine Ueberlegenheit.

Eine solche Kühnheit der Darstellung bei dem Dichter und der Toleranz bei dem Publikum ist mit der feinsten Ausbildung vereinbar, und aus dieser Verbindung entsteht ein gewisser heroischer Geschmack, der einen hohen Grad von Gehalt bei einem Volke voraussetzt. Vergleicht man in diesem Punkte den Deutschen und Engländer mit dem Franzosen, so zeigt sich ein merklicher Unterschied. Und wohl uns, wenn wir den männlichen Charakter in unserm Kunstgefühle behaupten! Der französische Künstler glänzt in der Gattung, wo es auf Feinheit ankommt, aber in allen übrigen verfolgt ihn eine gewisse entnervende Aengstlichkeit, die wir ihm nicht zu beneiden Ursache haben. Diese Aengstlichkeit entsteht zwar eigentlich mehr aus einer Uebertreibung des Gefühls für conventionellen Wohlstand. Aber es giebt eine ähnliche Uebertreibung des

moraliſchen Gefühls, die uns hindert, menſchliche Größe und Kraft auch in ihrer Verwilderung zu erkennen, und das Gold aus den Schlacken heraus zu finden.

Indeſſen kann auch diejenige Toleranz, die aus Empfänglichkeit für Begeiſterung entſteht, gemißbraucht werden, wenn ein gewiſſes Streben nach Paradoxie ſich ausbreitet, das eigentlich ein Behelf des kleinen Talents iſt, und wozu ſich der große Künſtler nur aus Bequemlichkeit herabläßt. Er bedarf des Kunſtgriffs nicht, ſeine Wirkung durch prallende Contraſte zu verſtärken, und auf dieſe Manier ſich einzuſchränken, wäre bei ihm eine Art von Erſchlaffung. Der höchſte Triumph der Kunſt iſt: Größe mit Grazie vereinigt, und wer dieſes Ziel zu erreichen beſtimmt war, verſündigt ſich an ſich ſelbſt, wenn er aus einer Art von Trägheit auf einer niedrigern Stufe ſtehen bleibt.

III.

Ideen über Declamation.

Das Vorlesen giebt dem Gedanken Persönlichkeit. An die Stelle einer allgemeinen Vorstellung tritt ein einzelnes Wesen, das auf bestimmte Art denkt und empfindet. Der abstrakte Begriff erscheint in menschlicher Gestalt. Daher der stärkere Eindruck beim Hörer.

Der Stoff muß rein und vollständig gegeben werden — objektive Vollkommenheit — das hinzukommende Persönliche muß möglichst localisirt seyn — subjektive Vollkommenheit.

Vielleicht war Gesang früher als Sprache, so wie Poesie, als Sprachkunstwerk, früher als Prosa.

Leidenſchaftliche Laute und Melodieen ſind ohne Zweifel die früheſten Aeußerungen der menſchlichen Sprachfähigkeit. Das Bedürfniß der Ideenmittheilung ſetzt einen Zuſtand der Ruhe und einen Fortſchritt der geiſtigen Ausbildung voraus.

Die Dialekte der weniger kultivirten Provinzen nähern ſich auch im alltäglichſten Geſpräche dem Geſange.. Die höhere Verfeinerung fodert einen gedämpften Laut, eine Aufſparung des leidenſchaftlichen Ausdrucks auf das paſſende Moment, einen Total-Eindruck von Ruhe. Die Accente erſcheinen gleichſam im verjüngten Maßſtabe. Die Sprache nähert ſich mehr oder weniger dem Geſange nach Verhältniß des Leidenſchaftlichen in dem Stoffe — wird aber nie Geſang, ſo wie die Proſa des Redners der Poeſie ſich nähert, ohne ſich jemals ganz in Verſe zu verwandeln.

Iſt eine Sprache vorhanden, die ſich vom Geſang unterſcheidet, ſo kommt es zuerſt darauf an, die Beſtandtheile der Rede zweckmäßig zum Behuf der Deutlichkeit *) zu trennen, und zu verbinden. Dieß geſchieht durch Pauſen.

Ihre Länge und Kürze unterſcheidet die Abſchnitte der Rede, nachdem ſie entweder ein für ſich beſtehendes Ganze ausmachen, oder mit andern Theilen nothwendig zuſammenhängen.

Der vollendete Sinn der Rede giebt eine gewiſſe Befriedigung. Mit dieſer hört die vorhergehende Anſtrengung des Sprechenden auf, und wenn er vorher, um beſſer gehört zu werden, die Stimme erhoben hatte, ſo ſinkt ſie in dieſem Moment der

*) Bey dem, was über Deutlichkeit geſagt iſt, liegen gröſtentheils die Bemerkungen des Herrn M. Schechers zum Grunde.

Ruhe um eine Stufe tiefer. Daher der Schlußfall beim Ende der Periode.

Vor diesem Schlußfall muß zur Erhöhung oder Vertiefung der Stimme irgend ein besonderer Grund vorhanden seyn, wenn das Sprechen nicht in Singen ausarten soll.

So wie die Tiefe des Tons auf Befriedigung deutet, so deutet die Höhe auf gespannte Erwartung. Daher ist letztere passend für die Frage, die Bedingung, und für die Vordersätze der Perioden überhaupt.

Bei der Frage bemerkt man den Unterschied, daß entweder eine Antwort darauf erwartet wird, oder der Fragende sie schon als ausgemacht annimmt. Im ersten Falle steigt der Ton gegen das Ende der Frage, im zweiten Falle fängt die Frage mit dem höhern Tone an, und dieser sinkt gegen das Ende der Frage, gleichsam, als ob der

Fragende in dem Geſicht der Hörenden ſeine Befriedigung ahndete.

Noch dient zur Deutlichkeit eine Verſtärkung des Tons bei dem Hauptworte. Dieſe kann aber durch Mißbrauch in Beleidigung für die Faſſungskraft der Hörenden ausarten.

Iſt Deutlichkeit das einzige Ziel des Vorleſers, ſo beſchränkt er ſich auf den niedern, mechaniſchen Theil ſeines Geſchäfts. Zweck und Mittel ſind ihm beſtimmt gegeben, und für die Kunſt iſt kein Spielraum. Das Kunſtmäßige in der Deklamation — die Verſinnlichung eines Ideals — wobei Zwecke und Mittel ſich ins Unendliche erweitern und vervielfältigen — beginnt mit der Darſtellung des Perſönlichen.

Nicht eine bestimmte Reihe von Gedanken allein soll vor dem Hörenden aufgeführt, auch die Empfindungen, welche diese Gedanken begleiteten, sollen bei ihm erweckt werden.

Diese Empfindungen werden theils durch den Charakter der Person, theils durch ihren Zustand und ihre Verhältnisse in einem besondern Zeitpunkte bestimmt.

Gewisse Zustände und Verhältnisse haben etwas Gemeinsames in der Empfindung, die sie erwecken, als Schmerz, Mitleid, Zorn, Freude u. dergl. Aber wehe dem Vorleser, der bei diesem Gemeinsamen stehen bleibt, der uns einen Leidenden, Fröhlichen, Zornigen überhaupt darstellt, und das Allgemeine der Leidenschaft oder Stimmung nicht durch besondre Eigenheiten der einzelnen Person zu bezeichnen weiß!

Charakter ist es, was in der Erschei-

nung des wirklichen Menschen Einheit hervorbringt. Ohne diesen ist er ein widriger Gegenstand, ein moralisches Chaos.

Die Einheit des Charakters kann in Einförmigkeit und Leerheit ausarten, wenn sie die leidenschaftlichen Regungen tödtet, anstatt, sie zu beherrschen. Dann ist sie kein Gegenstand der Kunst.

In der Art, wie der Vorleser sich den darzustellenden Charakter denkt, giebt es entschiedne Grade der Freiheit.

Am meisten ist diese Freiheit bei dramatischen Produkten eingeschränkt, wo bekannte historische Personen auftreten. Sind es blos Ideale, so hat der Dichter oft mehr oder weniger Lücken gelassen, die der Vorleser, so wie der Schauspieler, durch eigne Phantasie auszufüllen verbunden ist. Indessen gewinnt auch die Lebhaftigkeit der Darstellung bei einem vollendeten Charak-

ter, wenn der Künstler, der gleichsam die Mittelsperson zwischen dem Dichter und einem Theil des Publikums ist, durch glücklich gewählte Nebenzüge, dem Gemählde mehr Individualität zu geben weiß. Und hier öffnet sich ein unermeßliches Feld für Deklamation und Mimik.

Bei nicht dramatischen Produkten wird der Charakter durch den Inhalt bestimmt. Der Vorleser idealisirt sich das gegebene Werk der Beredsamkeit oder Dichtkunst zu der Schöpfung eines einzigen Moments, und dann denkt er sich in die Stelle des Verfassers während dieses Moments.

Es ist Pflicht des Vorlesers, das Coulissenspiel der Autorschaft möglichst zu verbergen. Was wir von ihm empfangen, muß als ein freies Produkt der schönen menschlichen Natur erscheinen.

Es giebt wenig Schriftsteller, die einen

gewiſſen Charakter durchaus behaupten, und bei denen man keine Ungleichheiten des Tons bemerkt. Fehler dieſer Art können durch den Vorleſer unmerklicher gemacht werden, wenn er Licht und Schatten klüglich zu vertheilen weiß.

Der Vorleſer iſt Repräſentant des Autors. Was dieſen von einer nachtheiligen Seite darſtellen könnte, muß er vermeiden. Dahin gehören Züge der Eitelkeit oder Selbſtgefälligkeit im Moment der Leidenſchaft — Anmaßung einer geiſtigen Ueberlegenheit über ſein Publikum — unzeitige Kälte, oder geheuchelte und übertriebene Wärme und dergleichen.

Das Bild des Verfaſſers im Augenblicke der Begeiſterung ſoll unſerer Phantaſie durch die Kunſt der Deklamation vorſchweben. In dieſem Bilde muß ſich Würde, die immer mit wahrer Begei-

sterung verbunden ist, mit Anmuth vereinigen.

Den Charakter selbst kann der Vorleser nicht unmittelbar darstellen. Er sucht zunächst die Gefühle zu versinnlichen, welche die Gedankenreihe begleiten, und aus der Einheit dieser Gefühle entspringt sodann die Total-Vorstellung des Charakters.

Die menschlichen Gefühle lassen sich ihrer Verschiedenheit ohngeachtet in zwei Hauptklassen bringen.

Bei jedem Gefühle liegt die dunkle Vorstellung von dem Verhältnisse zum Grunde, in dem unser Ich, oder das, was wir zu unserm Ich rechnen, gegen irgend einen Theil der Außenwelt sich befindet.

Der Trieb unsre Existenz zu erhöhen

und zu vervielfältigen von innen, und der Widerstand gegen die Befriedigung dieses Triebes von außen, bringt die Erscheinung hervor, welche *Leben* genannt wird — der Kampf des einzelnen Wesens gegen die Theile des Weltalls, die es berührt.

So bald der Mensch sich bewußt ist, ob dieser Kampf zu seinem Vortheil oder Nachtheil in dem gegenwärtigen Momente sich entscheidet, so *fühlt* er seinen Zustand.

Dieß Gefühl ist entweder *erhebend* — durch den errungenen oder geahndeten Sieg — oder *niederdrückend* — durch das Uebergewicht der äußern beschränkenden Kräfte.

Liebe und Selbstsucht bestimmen bloß den Umfang dessen, was jeder als Theile seines Ichs — und oft vielmehr als ein besseres Ich — von der übrigen Welt absondert.

Die Zeichen der erhebenden Gefühle sind: steigender Ton — geschwinderer Takt — stärkere Aussprache — freie Brust ohne Auffsparung und Zurückhaltung des Odems.

Die Zeichen der niederdrückenden Gefühle dagegen: sinkender Ton — langsamerer Takt — schwächere Aussprache — gepreßte Brust mit Zurückhaltung des Odems.

Diese Zeichen sind die Musik des Vorlesers. Aber weil er eben auf diese wenigen Mittel eingeschränkt ist, so ist desto größere Sparsamkeit in ihrem Gebrauche nöthig.

Daher das erste Gesetz der Deklamation: nicht das kleinste Zeichen einer leidenschaftlichen Stimmung in den Momenten der Ruhe zu verschwenden.

Das Moment, wenn bei einer gegebenen Gedankenreihe die ruhige Stimmung in eine leidenschaftliche übergeht, und die Entscheidung der Frage: ob das leidenschaftliche Gefühl erhebend oder niederdrükkend iſt? wird durch den Charakter bestimmt.

Jede dieſer Erſcheinungen in der Reihe der Gefühle ſoll aus den beſondern Ideenverbindungen, Meinungen, Trieben, Gewohnheiten, Schickſalen erklärbar ſeyn, die zuſammen genommen die individuelle Form eines menſchlichen Weſens bilden.

Die Mienen des Charakters werden durch dieſe einzelnen Züge dargeſtellt, welche die Wirkung des Gedankens auf die Perſon verſinnlichen; für die fortdauernde Phyſiognomie giebt es beſondere Zeichen in den Momenten der Ruhe. Die Höhe oder Tiefe des Tons — der langſamere

oder geſchwindere Takt — die ſtärkere oder ſchwächere Ausſprache müſſen für alle Momente, wo der Gedanke in der Perſon keine Veränderung bewirkt, ſo gewählt werden, daß ſie die herrſchende Stimmung des Charakters bezeichnen.

Dieß iſt eine der ſchwerſten Aufgaben für den Vorleſer. Hier iſt die Stelle, wo der Geiſt der Antike ſich von dem modernen überladenen Geſchmack unterſcheidet, wo Ruhe ſehr leicht in Leerheit und Lebensfülle in Karrikatur ausarten kann.

Nur menſchliche Natur iſt ein Gegenſtand für die Darſtellung der Deklamation. Nachahmung eines Geräuſches iſt hier, wie in der Muſik, Entweihung der Kunſt, die bloß zu Seelengemählden beſtimmt iſt.

Eine Reihe von Beugungen der Stimme, die sich dem Gesang nähert, ohne je zum wirklichen Gesang zu werden, kann man theils als Mittel der Darstellung, theils als ein für sich bestehendes Ganze, wie ein Produkt der Tonkunst betrachten.

Zu den Foderungen der Kunst gehört daher noch eine gewisse Schönheit, die von dem Reichthum und der Lebhaftigkeit der Phantasie in dem Ideale, und von der Wahrheit und Vollständigkeit in der Ausführung unabhängig ist.

Es giebt auch für die Deklamation eine Schönheit der Theile und eine Schönheit des Ganzen.

Jeder einzelne Laut muß eine veredelte menschliche Natur ankündigen. Dahin gehört eine wohlklingende Stimme, wo das Geistige des Tons gleichsam nur in der feinsten irdischen Hülle erscheint, die von allem

unedlen Stoffe gereinigt ist — Biegsamkeit des Organs, wodurch die Uebergänge verschmolzen werden — Reinheit und Deutlichkeit der Aussprache — weder kränkelnde Mattigkeit, noch wilde Kraft in der Stärke des Tons.

Die Schönheit des Ganzen wird bewirkt, durch Anordnung — Haltung — Kontraste.

Ein Werk der Beredsamkeit oder Dichtkunst von größerem Umfange kann als ein Ganzes von der menschlichen Fassungskraft nicht übersehen werden, wenn es nicht in größere Theile, wovon jeder für sich wieder ein kleineres Ganze ausmacht, abgesondert ist. Diese Abschnitte werden durch Ruhepunkte bezeichnet. In zu großer Anzahl würden sie der Deklamation etwas Abgerißnes, Unzusammenhängendes geben, so wie dagegen ihr zu seltner Gebrauch den Zuhörer ermüdet.

In den einzelnen Gruppen der Deklamation unterscheiden sich wieder besondere Theile, welche einen größern oder geringern Grad der Aufmerksamkeit fodern. Was die Mahlerei zu diesem Behuf durch Licht und Schatten oder durch die Abstufungen des Kolorits bewirkt, leistet die Deklamation durch höheren oder stärkeren Ton, schnellere Bewegung, Spannung und Nachlassung in den Werkzeugen des Athemholens — kurz durch alles was zur Accentuation gehört.

Jedes zusammengesetzte Ganze, das wir mit Wohlgefallen betrachten sollen, muß mannichfaltig seyn. Einförmigkeit trägt das Gepräge der Armuth an schöpferischer Kraft. Daher die Nothwendigkeit der Kontraste in allen Produkten der menschlichen Kunst. Auch in einer Reihe von Tönen giebt es eine Art von wellenförmiger Bewegung — gleichsam die Spur

der Zartheit und Lebenskraft in dem Künstler — Natur und Einfachheit sind aber das höhere Gesetz, dem diese sich unterwerfen müssen, wenn sie nicht in das Gesuchte und in gothische Verschnörkelungen ausarten sollen.

Es giebt dreierlei Accente in der Deklamation, für den Verstand, für das Herz und für das Ohr.

Im Falle der Collision muß das Ohr dem Verstande und dem Herzen nachstehen; aber ob das Herz dem Verstande nachstehen soll, kann nur der Grad der darzustellenden Leidenschaft entscheiden. Gewisse Kühnheiten in der Deklamation sind oft äußerst charakteristisch, so wie in allen Künsten das Erhabene an das Unnatürliche gränzt.

IV.

Ueber Charakterdarſtellung in der Muſik.

So lange der Tonkünſtler kein höheres Ziel kennt als das Vergnügen ſeines Publikums, ſo ſind es bloß die Eigenheiten dieſes Publikums, die ihn in der Wahl und Behandlung ſeines Stoffes beſtimmen. Bald wird er durch ſchmetterndes Geräuſch erſchüttern, bald zärtere Nerven durch ſchmelzende Töne reizen, bald einen Zuhörer, der mehr denkt als empfindet, durch künſtliche Zuſammenſtellungen und kühne Uebergänge beſchäftigen. Ihm iſt die Muſik bloß angenehme Kunſt; davon, daß ſie etwas mehr ſeyn könne, hat er keinen Begriff.

Mit dem Eintritte hingegen in das Reich der Schönheit unterwirft sich auch der Tonkünstler ganz andern Gesetzen. Befreit von aller äußern Herrschaft der Vorurtheile, Moden und Launen seines Zeitalters wird er desto strenger gegen sich selbst, und sein einziges Bestreben ist, seinen Werken einen unabhängigen, selbstständigen Werth zu geben.

Wie viel hätte er dann gewonnen, wenn er nun in einer vollendeten Theorie des Schönen über die Bedingungen jenes unabhängigen Werths einen bestimmten Unterricht vorfände, und ihn bloß auf das Eigenthümliche seiner Kunst anzuwenden brauchte! Aber noch fehlt uns eine solche Theorie, und es giebt Denker vom ersten Range, die sogar an ihrer Möglichkeit zweifeln. Ehe wir indessen eine befriedigende Entwicklung der nothwendigen und

allgemeinen Kunstgesetze aus dem Wesen der Schönheit aufweisen können, wird es nicht ohne Nutzen seyn, einzelne Merkmale desjenigen aufzusuchen, was für jede Kunst insbesondere ohne Beziehung auf die Empfänglichkeit eines besondern Publikums an sich selbst darstellungswürdig ist. Vorarbeiten dieser Art giebt es zur Zeit noch weniger für die Musik als für andere Künste, und eben deswegen ist sie vielleicht öfter verkannt worden.

Ueber das Darstellungswürdige in der Musik herrschten lange Zeit seltsame Vorurtheile. Auch hier wurde der Grundsatz mißverstanden, daß Nachahmung der Natur die Bestimmung der Kunst sey; und Nachäffung alles Hörbaren, vom Rollen des Donners bis zum Krähen des Hahns galt manchem für das eigenthümliche Geschäft des Tonkünstlers. Ein besserer Ge-

schmack fängt an, allgemeiner sich auszubreiten. Ausdruck menschlicher Empfindung tritt an die Stelle eines seelenlosen Geräusches. Aber ist dieß der Punkt, wo der Tonkünstler stehen bleiben darf, oder giebt es für ihn noch ein höheres Ziel?

Wir unterscheiden in dem was wir Seele nennen, etwas Beharrliches und etwas Vorübergehendes, das Gemüth, und die Gemüthsbewegungen, den Charakter —Ethos— und den leidenschaftlichen Zustand —Pathos—. Ist es gleichgültig, welches von beiden der Musiker darzustellen sucht?

Das erste Erforderniß eines Kunstwerkes ist unstreitig, daß es sich als ein menschliches Produkt durch Spuren einer ordnenden Kraft von den Wirkungen des blinden Zufalls unterscheide; daher das Gesetz der Einheit. Auch der bessere Tonkünstler strebt

ſeinen Werken dieſen Vorzug zu geben, aber nicht immer mit gleichem Erfolg.

Dichter und bildende Künſtler können ihrer Natur nach den Zuſtand nie ohne die Perſon darſtellen: aber bei dem Muſiker kann der Wahn leicht entſtehen, daß es ihm möglich ſei, Gemüthsbewegungen als etwas Selbſtſtändiges zu verſinnlichen. Begnügt er ſich dann, ein Chaos von Tönen zu liefern, das ein unzuſammenhängendes Gemiſch von Leidenſchaften ausdrückt, ſo hat er freilich ein leichtes Spiel, aber auf den Namen eines Künſtlers darf er nicht Anſpruch machen. Erkennt er hingegen das Bedürfniß der Einheit, ſo ſucht er ſie vergebens in einer Reihe von leidenſchaftlichen Zuſtänden. Hier iſt nichts als Mannichfaltigkeit, ſtete Veränderung, Wachſen und Abnehmen. Will er einen einzelnen Zuſtand feſt halten, ſo wird er einförmig, matt und

schleppend. Will er Veränderung darstellen, so setzt diese irgend etwas Beharrliches voraus, in welchem sie erscheint; und ein solches Beharrliche bildet sich dann oft von selbst, ohne daß der Künstler sich dabei einer Auswahl bewußt ist. Aber eben weil er diese Auswahl vernachlässigt, sinkt er in den meisten Fällen zur gemeinsten Natur herab. Ihn täuscht die Wirkung seines gemißbrauchten Talents, weil der niedrigste Ausdruck grade der allgemein verständlichste ist. Oft erndtet er den lautesten Beifall, wo er sich an der Kunst am schwersten versündigte; und dieß entfernt ihn immer mehr von seiner Bestimmung. Er wird der Sklave seines Publikums, anstatt es zu beherrschen.

Es bedarf ferner wol keines Beweises, daß die Kunst auf einer sehr niedrigen Stufe steht, wenn sie sich begnügt, das, was die

wirkliche Welt darbietet, unverändert zu wiederholen. Eine ſolche Wiederholung kann als Erneuerung eines ſinnlichen Eindrucke in andrer Rückſicht einen Werth haben; aber wenn wir Kunſtgenuß erwarten, fodern wir mehr. Was wir in der Wirklichkeit bei einer einzelnen Erſcheinung vermiſſen, ſoll uns der Künſtler ergänzen; er ſoll ſeinen Stoff idealiſiren. In den Schöpfungen ſeiner Phantaſie ſoll die Würde der menſchlichen Natur erſcheinen. Aus einer niedern Sphäre der Abhängigkeit und Beſchränktheit ſoll er uns zu ſich emporheben, und das Unendliche, was uns außerhalb der Kunſt nur zu denken vergönnt iſt, in einer Anſchauung darſtellen.

Aber der leidenſchaftliche Zuſtand iſt ſeiner Natur nach beſchränkt. Alle Kraft ſammelt ſich gleichſam in einem einzigen Punkt, um nach einem beſtimmten Ziele zu

ſtreben. Hier kann die Phantaſie den Stoff nicht durch neue Beſtandtheile bereichern, ſondern nur den Grad des Strebens verſtärken.

Man hat oft verſucht, den Kummer, die Freude, die Begierde und den Abſcheu zu idealiſiren. Aber was war alsdann das eigentlich Idealiſche? War es die Empfindung ſelbſt als ein für ſich beſtehender Gegenſtand, oder die Perſon, an der wir ſie wahrnehmen? Denken wir uns alles hinweg, was in dieſer Perſon die männliche Kraft oder die holde Weiblichkeit verſinnlicht, wie viel bleibt von dem Ideale noch übrig?

In der menſchlichen Natur giebt es nichts Unendliches, als die Freiheit. Die Kraft, welche gegen alle Einwirkungen der Außenwelt, und gegen alle innere Stürme der Leidenſchaft ihre Unabhängig-

keit beſchränket, überſteigt jede bekannte Größe, und dieſe Freiheit iſt es, welche uns durch Darſtellung eines Charakters verſinnlicht wird.

Soll die Muſik auf alles Verzicht thun, was andere Künſte durch Charakter-Darſtellung gewinnen, ſo muß in dem Eigenthümlichen dieſer Kunſt ein Grund dazu vorhanden ſeyn. Und dieß bedarf einer beſondern Unterſuchung.

Die Muſik würde das Ideal eines Charakters ſo wenig als irgend einen andern Gegenſtand darſtellen können, wenn der Vorwurf gegründet wäre, daß ſie für ſich allein uns nichts beſtimmtes zu denken gebe. Noch jetzt aber iſt dieß eine herrſchende Meinung bei einem großen Theile des Publikums. Noch immer hält man Poeſie, Schauſpiel oder Tanz für nöthig, um jenen Mangel an Beſtimmtheit

zu ergänzen, und wo die Musik als selbstständige Kunst auftritt, verkennt man den Sinn ihrer Produkte, weil er sich nicht in Worte und Gestalten übertragen läßt.

Die Untersuchung, was jede einzelne Kunst für sich allein darzustellen vermöge, ist in dem jetzigen Zeitalter — bei der Kargheit, mit der uns der Kunstgenuß zugemessen wird — nicht unfruchtbar. Für uns giebt es nicht mehr solche Feste, wo die menschliche Natur in voller Pracht erschien und zugleich für Aug, Ohr und Phantasie alle ihre Schätze eröffnete. Unter dem Drucke der Bedürfnisse haben wir gelernt, das Wenige, was uns von solchen Festen noch übrig ist, mit Mäßigkeit zu feiern. Und wenn in unserm Zeitalter ein seltnes Zusammentreffen von Umständen erfodert wird, daß vorzügliche Kunsttalente von verschiedener Gattung sich zu

einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigen, so bleibt nichts übrig, als die Sphäre jeder einzelnen Kunst nach Möglichkeit zu erweitern, damit es ihren Werken auch ohne Beimischung fremdartiger Bestandtheile an innerm Reichthume nicht fehle.

Es war eine Zeit, da man bei Tanz, Musik und Poesie noch gar nicht an Darstellung eines bestimmten Gegenstandes dachte. Was in dem Menschen zuerst diese Kunsttalente entwickelte, war unstreitig der Trieb, sein Daseyn zu verkündigen; ein Trieb, der zwar im gesunden Zustande immer vorhanden ist, aber nur in solchen Momenten sich äußert, wo er durch den Druck der äußern Verhältnisse nicht gehemmt wird. Daher das Streben, die vorhandenen Kräfte an irgend einem nahe liegenden Gegenstande zu versinnlichen, und der unabhängige für sich bestehende Genuß in der Thätigkeit

selbst, ihre Wirkung sei, welche sie wolle. Was dem Menschen am nächsten liegt, ist sein Körper, und die Luft, welche er einathmet und aushauchet. In beiden fand der Trieb nach unabhängiger Thätigkeit seinen ersten Wirkungskreis. In dem freien Schweben des Körpers, ohne vom Druck der Schwere beschränkt zu werden, fühlt auch der Geist sich gleichsam seiner Bande entledigt. Die irdische Masse, die ihn stets an die Abhängigkeit von der Außenwelt erinnerte, scheint sich zu veredeln, und es erweitern sich die Gränzen seines Daseyns. So vernimmt auch der Mensch in dem Tone seiner Stimme eine sinnliche Wirkung seiner Thätigkeit ohne sichtbare Schranken, das freie Spiel der Phantasie eröffnet ihm eine Sphäre von unermeßlichem Umfange, und sein Gesang spricht mit der ganzen Natur. Der Gesang fodert Worte, aber solche die

des

des Singens werth ſind. Geiſt und Ohr erwarten Genuß von der Sprache, wenn ſie nicht als Mittel gebraucht wird die alltäglichen Bedürfniſſe der Geſelligkeit zu befriedigen, ſondern als Werkzeug dienen ſoll, um irgend einen Zuſtand der Begeiſterung laut werden zu laſſen. Die Einbildungskraft fühlt ihre Freiheit von den Schranken des Ortes und der Gegenwart. Sie ſchwelgt in Bildern der Abweſenheit, Vergangenheit und Zukunft. Aber ſie will nicht allein ſchwelgen. Ihre Dichtungen ſollen auch für andere in einem anſtändigen Gewande erſcheinen, und dieß erhalten ſie durch Wahl und Stellung der Worte.

In dieſer Periode der Kunſtgeſchichte ſind Tanz, Muſik, und Poeſie nicht Mittel zu irgend einem Zwecke, ſondern Zweck an ſich ſelbſt. Sie ſind freie Produkte der menſchlichen Natur in den Momenten des

höhern Lebens. Was in ihnen erſcheint, iſt bloß das Perſönliche des Künſtlers. Ein Schritt weiter und er fühlt auch den Beruf, aus ſeiner Perſon herauszugehen und ein für ſich beſtehendes Werk zu ſchaffen. Einem Gedanken, den die Begeiſterung in ihm erzeugte, will er außerhalb ſeiner eignen Phantaſie Realität geben. Er begnügt ſich nicht die feſtliche Stimmung, in der er ſich ſelbſt fühlt, um ſich zu verbreiten, ſondern die Ideenwelt ſeines Publikums ſoll auch durch ſeine Schöpfungen bereichert werden. Dieß iſt die Periode der Darſtellung.

Aber auch als darſtellende Künſte ändern Tanz, Muſik und Poeſie nicht gänzlich ihre urſprüngliche Natur. Die ſinnliche Form, in welcher der Gedanke des Künſtlers erſcheint, iſt nicht todt, ſondern beſeelt. Das freie Leben in ihren Beſtandtheilen ſträubt ſich oft gegen die Herrſchaft dieſes

Gedankens. Daher giebt es in einer Reihe von Bewegungen, Tönen und Worten manches, was keinen bestimmten Gegenstand darstellt, sondern bloß die persönliche Stimmung des Künstlers versinnlicht. Ein unbegränzter Trieb nach Darstellung würde sogar endlich die Form durch den Stoff zerstören. Die höchste Leidenschaft ist starr und sprachlos. Soll Tanz, Gesang und Poesie auch dann noch fortdauern, so muß etwas von der Wahrheit aufgeopfert werden, und das Persönliche des Künstlers muß der Herrschaft des Gegenstandes das Gleichgewicht halten.

Daher darf man in allem dem, was nicht zur Darstellung gehört, von der Musik so wenig als vom Tanze und von der Dichtkunst Bestimmtheit fodern. Das Gefühl der Begeisterung, das den Künstler erweckt, indem er seine eigne Stimmung in seinem

Wirkungskreiſe verbreitet, iſt ſeiner Natur nach dunkel und unbeſtimmt. Und eben dieſe Unbeſtimmtheit iſt der Einbildungskraft willkommen, weil ihr freies Spiel dadurch mehr geſchont wird. Nur wo die Muſik darſtellen will, müſſen die Zeichen, welche ſie gebraucht, eine beſtimmte Bedeutung haben, und um zu erforſchen, ob es für ſie ſolche Zeichen gebe, wollen wir verſuchen, das, was die allgemeinen Geſetze der Darſtellung in Anſehung der Beſtimmtheit fodern, auf die Muſik insbeſondere anzuwenden.

Ein dargeſtellter Gegenſtand wird nur dadurch zu einer Erſcheinung für die Phantaſie, daß er ihr mit beſtimmten Gränzen gegeben wird. Ein Unendliches in ſeiner Reinheit kann nicht erſcheinen. Indem es die Vernunft zu denken verſucht, und aus ihrer Vorſtellung alles

Beſchränkte entfernt, entzieht ſie zugleich der Einbildungskraft alle Nahrung. Die Idee des Künſtlers muß daher ſchon gleichſam in einer körperlichen Hülle gedacht werden, ehe ſie dargeſtellt werden kann. Die vollkommenſte Darſtellung kann nicht mehr bewirken, als daß der Gedanke des Künſtlers ſich unſrer Phantaſie vollſtändig mittheilt. Iſt aber in dieſem Gedanken ſelbſt für die Phantaſie nichts Anſchauliches, ſo entbehren wir den eigentlichen Kunſtgenuß, und die gröſte Pracht in der Einkleidung vermag uns nicht dafür zu entſchädigen.

Vorausgeſetzt nun, daß das Kunſtideal beſtimmt gedacht iſt, ſo wird es nur dadurch verſinnlicht, daß wir dieſe Beſtimmungen in beſondern Verhältniſſen wahrnehmen. Denn auch die Natur des wirklichen Gegenſtandes erkennen wir durch Erfahrung nie unmittelbar, ſondern nur

mittelſt ſeiner Verhältniſſe, indem wir von den Wirkungen auf die Urſachen ſchließen. Je vollſtändiger alſo die Verhältniſſe des Ideals in der Darſtellung gegeben ſind, deſto beſtimmter iſt ſeine Erſcheinung.

Aber dieſe Vollſtändigkeit iſt für den Künſtler gefährlich. Verbreitet ſich die Darſtellung des Ideals auch über alle angränzende Gegenſtände, welche mit jenem durch Zeit, Ort und den Zuſammenhang der Urſachen und Wirkungen verknüpft ſind; ſo nähert ſich die Erſcheinung der Wirklichkeit, und für die Phantaſie des Betrachters bleibt nichts zu ergänzen übrig. Gleichwol will dieſe beim Kunſtgenuß nicht müßig empfangen, ſondern zu eigner Thätigkeit aufgefodert werden.

Es giebt daher Künſtler, welche ſich einer ſolchen Vollſtändigkeit abſichtlich enthalten, und den Schauplatz, auf welchem

ihr Ideal erſcheint, undargeſtellt laſſen. Beiſpiele dieſer Art liefern uns mehrere Werke der griechiſchen Bildhauer, an denen der Alterthumsforſcher die ſogenannten Attribute vermißt, die aber demjenigen, der die Kunſt um ihrer ſelbſt willen liebt, eben deswegen werther ſind, weil ſie das freie Spiel ſeiner Phantaſie weniger beſchränken. Die überirdiſchen Weſen, welche ihm der Bildhauer darſtellt, denkt er ſich in einer höhern Sphäre außer den Gränzen der Wirklichkeit. Er ordnet ſie in nothwendige Klaſſen, die in der Natur ſelbſt gegründet, und nicht von dem Zufälligen in der Mythologie und den Sitten eines beſondern Volkes abhängig ſind. Nur um die Kennzeichen dieſer Klaſſen wahrzunehmen, fodert er Beſtimmtheit; in jeder andern Beziehung kann er ſie entbehren.

Das Sinnliche des Ideals beſteht hier

in einem einzigen Verhältniſſe, nicht zu einem einzelnen beſondern Gegenſtande, ſondern zu der Totalvorſtellung des Raums überhaupt. Ein beſtimmter Theil dieſes Raums erſcheint hier ausgefüllt. Von demjenigen, was ihn ausfüllte, iſt nur eine dunkle Vorſtellung vorhanden, aber eine deſto deutlichere, vollſtändigere und beſtimmtere von ſeinen Gränzen. Und bloß durch Darſtellung dieſer Gränzen gelang es dem Künſtler, uns für das Bild ſeiner Phantaſie zu begeiſtern. Die Geſtalt, welche uns erſchien, war bis auf die kleinſten Theile ihrer Oberfläche bedeutend. Das einzige Merkmal des ſinnlichen Stoffs, was uns in der Anſchauung gegeben wurde, war die Ausdehnung; aber noch nie hätte uns eine Erſcheinung in der wirklichen Welt ſo viel in einem einzigen Merkmale geliefert.

Wie aber in dieſem Falle der höchſte

Reichthum mit einer ſcheinbaren Armuth beſtehen könne, wird uns begreiflich, wenn wir uns an die Bedingungen erinnern, von denen der Gehalt eines Ideals überhaupt abhängig iſt. Wir ſchätzen die Erſcheinung nach demjenigen, was in ihr nicht erſcheint, ſondern gedacht werden muß, nach der Summe von Realität, welche durch ſie vorausgeſetzt wird, nach dem Inhalte unſers Begriffs von dem, was außerhalb unſrer Vorſtellung der Erſcheinung zum Grunde liegt. Was wir unmittelbar in der einzelnen Erſcheinung wahrnehmen, giebt uns nie eine vollſtändige Vorſtellung eines Gegenſtands; es bleiben Lücken übrig, die durch Schlüſſe und Ahnungen ergänzt werden müſſen. Zu dieſen Ergänzungen nimmt die Einbildungskraft den Stoff aus ihren eigenen Schätzen, aber in der Wahl dieſes Stoffs iſt ſie von dem abhängig, was

ihr in der unmittelbaren Wahrnehmung gegeben wurde. Und je größer diese Abhängigkeit bei Betrachtung eines Kunstwerks ist, je unumschränkter der Künstler die Phantasie des Kenners beherrscht; desto reichhaltiger ist das Ideal, das durch seine Darstellung versinnlicht wird.

Das Sinnliche in der Erscheinung ist es, was die Einbildungskraft des Betrachters leitet, aber nicht insofern es mannichfaltig, sondern insofern es bestimmt ist. Der bloße Umriß einer Figur, den eine Meisterhand auf das Papier wirft, ist hinreichend, unsrer Phantasie Gesetze zu geben. Jeder Punkt der zarten Linie ist gleichsam beseelt; aus jedem spricht ein unverkennbarer Ausdruck von Kraft oder Anmuth. Wir fühlen einen unwiderstehlichen Drang in uns selbst, das Bild auszumahlen, was hier nur angedeutet wird; aber wir fühlen auch

die Unmöglichkeit irgend etwas in unſre Idee aufzunehmen, was mit dem Eigenthümlichen einer ſolchen Erſcheinung nicht vereinbar wäre.

Im Werke des Bildhauers ſind die Umriſſe der Geſtalt nach allen möglichen Richtungen zugleich beſtimmt. Deſto öfter alſo würde die Phantaſie gewarnt werden, wenn ſie ſich eine unpaſſende Dichtung erlauben wollte; aber deſto mehr Auffoderung findet ſie auch, ihre eigne Thätigkeit zu äußern. Und für dieſe iſt ihr eben in Anſehung aller der Merkmale, worüber der Künſtler nichts beſtimmte, ein unermeßliches Feld eröffnet. Alles, was der Gegenſtand durch Farbe, durch Bewegung, durch äußere Verhältniſſe gewinnen kann, iſt in ihrer Gewalt. Auch in der Zeit iſt ſie nicht beſchränkt. Was ihr der Künſtler in der Anſchauung giebt, kann von ihr als ewig gedacht werden.

Ein einziges sinnliches Merkmal giebt hier dem Ideale Bestimmtheit und Reichhaltigkeit. Gilt dieß aber nur von den Umrissen der Gestalt? Oder giebt es auch ein andres eben so bedeutendes Merkmal für andre Künste?

Unter die Verhältnisse, welche der Vorstellung eines Gegenstandes Bestimmtheit geben, gehört auch eine besonders angewiesene Stelle in einer Reihe von Ursachen und Wirkungen. Dieß Verhältniß ist es vorzüglich, was den Dichter beschäftigt, und hier zeigt er seine Darstellungskraft im weitesten Umfange. Er geht bis zu den entferntesten Veranlassungen der Begebenheiten zurück, und folgt ihrem Gange durch die kleinsten Fortschritte bis zur endlichen Entwicklung.

Begnügt sich der Dichter eine Reihe von Erscheinungen darzustellen, die durch allge-

meine Naturgeſetze verknüpft ſind, ſo kann er uns ein ſehr belehrendes Werk liefern, aber gewiß kein begeiſterndes. Um aus dem Reiche der beſchränkten Wirklichkeit in das Reich der Ideale überzugehen, bedarf er der Freiheit. Dieſe iſt die Seele ſeiner Dichtung. Indem er den Glauben an die Freiheit vorausſetzt, verbreitet ſich ſelbſtſtändige Lebenskraft über die Beſtandtheile ſeines Werks, und an die Stelle eines Puppenſpiels, das von einer unbekannten Macht durch unſichtbare Fäden bewegt wird, treten handelnde Perſonen. Für jede dieſer handelnden Perſonen giebt es dann einen beſondern Wirkungskreis, in dem ſie der Mittelpunkt iſt, und in dieſem Wirkungskreiſe erſcheint eine Reihe von Zuſtänden, welche Leben genannt wird. Jeder Zuſtand gründet ſich auf ein beſtimmtes Verhältniß des freien ſelbſtſtändigen

Wesens zu der Welt, welche es umgiebt. Beide werden in einem Zusammenhange gedacht, durch welchen die Thätigkeit des einen in die Empfänglichkeit des andern eingreift.

Freiheit, Persönlichkeit, Zustand und Leben als Gegenstände der Kunst betrachtet, sind keine metaphysische Begriffe, sondern Merkmale, die durch den innern Sinn in uns selbst wahrgenommen, und auf andre Wesen übergetragen werden. Durch Selbstbewußtseyn unterscheiden wir in uns Abhängigkeit und Unabhängigkeit von der Außenwelt. Das Unabhängige in uns nennen wir Vermögen. Dieß äußert sich theils durch Empfänglichkeit, indem es das Bestimmte in der Außenwelt auffaßt, theils durch Thätigkeit, indem es den gegebenen Stoff in der Außenwelt nach eigner Willkühr bestimmt. Durch dieses Bestimmt-

werden und Bestimmen fühlen wir uns mit der Außenwelt in demjenigen Zusammenhange, welchen wir Zustand nennen. In einem solchen Zustande können wir bestimmte Merkmale wahrnehmen, ohne von unsrer eignen Natur und der Beschaffenheit der äußern Gegenstände eine deutliche Vorstellung zu haben. Alsdann betrachten wir das Verhältniß unsers Vermögens nicht zu einem einzelnen Gegenstande, sondern zu unsrer Außenwelt überhaupt. So gab es auch für die Gestalt bestimmte Umrisse, ohne daß wir von dem, was sowol innerhalb, als außerhalb dieser Umrisse vorhanden war, etwas deutlich erkannten. Wie dort nur die Ausdehnung im Raume begränzt wurde, so hier nur das Vermögen in der Reihe von Ursachen und Wirkungen.

Unter der Voraussetzung, daß ein innrer Trieb unser Daseyn zu erweitern und der

äußern Beſchränkung zu widerſtehen ſeine Wirkſamkeit nie gänzlich verliert, ſind uns die Gränzen unſers Vermögens nicht gleichgültig. Ihre Wahrnehmung iſt daher von gewiſſen Gefühlen, von Freude oder Schmerz und ihren mannichfaltigen Mittelſtufen begleitet. An dieſen Gefühlen erkennt der innere Sinn, in wie weit jener allgemeine Lebenstrieb durch unſer gegenwärtiges Verhältniß zur Außenwelt befriedigt wird, und dieß gehört zu den beſtimmten Merkmalen des Zuſtandes.

Um nun dieß Merkmal eines Zuſtandes auch an andern lebenden Weſen wahrzunehmen, bedürfen wir gewiſſer äußern Zeichen, welche den Grad jener Gefühle beſtimmt andeuten. Und ſolche Zeichen finden wir in der Bewegung. Daher iſt ſie für alle Künſte, welche unmittelbar auf die äußern Sinne wirken, das anerkannte Mittel

zur

zur Darſtellung eines Zuſtandes. Auch in den Werken des Bildhauers und Mahlers wird die Lage der beweglichen Theile des Körpers nur dadurch für den Zuſtand bedeutend, daß ſie die Spur einer vorhergegangenen Bewegung enthält. Im Tanz und in der Schauſpielkunſt erſcheint die Bewegung zwar mit Geſtalt verknüpft, aber auf jener allein haftet die Aufmerkſamkeit beim eigentlichen Kunſtgenuſſe, und die Geſtalt iſt gleichſam nur das Gerüſte des Kunſtwerks. Es entſteht daher die Frage, ob nicht auch Bewegung ohne Geſtalt zur Darſtellung zureichend ſei, ſo wie es Geſtalt ohne Bewegung iſt.

Die Geſtalt verſchwindet bei einer Bewegung, die wir nicht durch ſichtbare, ſondern durch hörbare Merkmale wahrnehmen. Daß wir aber ſolche Merkmale in einer Reihe von Tönen zu finden

glauben, lehrt uns schon der Sprachgebrauch. Sind es nur bildliche Ausdrücke, wenn wir von einer Fortschreitung der Melodie, von einem Auf- und Absteigen der Stimme reden, oder giebt es wirklich eine Aehnlichkeit zwischen der Bewegung der Gestalt im Raum, und der Bewegung des Klangs innerhalb der Tonleiter?

Die Höhe und Tiefe der Töne wird von dem Ohr auf ähnliche Art unterschieden, wie von dem Auge die Farben. Sind zwei Töne von verschiedner Höhe gegeben, so wird die Phantasie veranlaßt, noch höhere und tiefere Töne zu denken, und dadurch gelangt sie zu der Vorstellung einer Tonleiter, indem sie die Reihe der Abstufungen gegen die beiden äußersten Gränzen, wo das Ohr die Höhe und Tiefe nicht mehr unterscheidet, verlängert.

Ist in einer Reihe von Tönen außer der

Mannichfaltigkeit der Höhe und Tiefe auch die Einheit eines beſondern Schalls hörbar, ſo vernehmen wir einen beſtimmten Klang. Dieſer Klang — das Beharrliche in der Melodie — iſt für das Ohr eben das, was in der ſichtbaren Bewegung die beharrliche Maſſe für das Auge iſt. Wie dieſe ihren Ort verändert, ſo verändert jener ſeine Stelle in der Tonleiter.

Eine ſolche Bewegung eines Klangs hören wir an uns ſelbſt nicht bloß im Geſange, ſondern auch in der Rede. Jeder Laut unſrer Stimme hat eine beſtimmte Stelle auf der Tonleiter, und dieſe Stelle würden wir auch im Sprechen wahrnehmen, wenn der Ton ſo zu uns gelangte, wie ihn die Stimmritze angiebt, und nicht wie er durch das Geräuſch der übrigen Sprachorgane unterdrückt wird. Eine beſtimmte Höhe oder Tiefe des Tons wird hörbar,

ſobald man dieß Geräuſch von ihm abſondert, wie uns beim Anehalten eines Vokals die Erfahrung lehrt.

Durch Selbſtgefühl ſind wir uns bewußt, daß die Bewegung des Klangs unſerer Stimme durch unſere eigne Thätigkeit *beſtimmt* wird. Dieſe Bewegung gehört zu dem, was wir, als unabhängig von der Außenwelt, von dem Abhängigen in uns unterſcheiden, zu den Aeußerungen unſerer Freiheit. Daher ahnen wir Freiheit und Perſönlichkeit in jeder Bewegung eines beſtimmten Klangs. Dieſer *Klang* iſt für unſer Ohr die ſinnliche Form eines freien lebendigen Weſens, ſo wie es die bewegliche Geſtalt für unſer Auge iſt.

Sind nun in der Bewegung der Geſtalt die ſinnlichen Zeichen eines beſtimmten Zuſtandes nicht zu verkennen, ſo fragt ſichs, ob die Bewegung des Klangs weniger

bedeutend ſey. Die Gebehrdenſprache wird allerdings von einer gröſsern Anzahl für verſtändlicher gehalten, als die Sprache der Töne, allein dieſer Unterſchied verdient noch eine genauere Unterſuchung.

Was in der Gebehrdenſprache ein beſtimmtes Ziel der Bewegung bezeichnet, giebt ihrer Darſtellung ohne Zweifel eine Deutlichkeit, die wir in einer Reihe von Tönen vermiſſen. Durch Wahrnehmung dieſes Ziels entſteht eine beſtimmte Vorſtellung von dem Gegenſtande der Begierde, des Abſcheus, der Furcht, des Zorns und der Liebe. Auch in der Muſik giebt es zwar ein Ziel der Bewegung, den Hauptton der Melodie. In dem Verhältniſſe, wie ſich die Fortſchreitung des Klangs dieſem Ziele nähert, oder ſich von ihm entfernt, vermehrt oder vermindert ſich die Befriedigung des Ohrs. Aber dieſes Ziel der muſikaliſchen

Bewegung bezeichnet nichts in der sichtbaren Welt. Was es andeutet, ist ein unbekanntes Etwas, das von der Phantasie nach Willkühr als irgend ein einzelner Gegenstand, oder als eine Summe von Gegenständen, als die Außenwelt überhaupt, gedacht werden kann.

Zugegeben aber, daß die musikalische Darstellung in dieser Rücksicht weniger vollständig ist, und der Einbildungskraft mehr zu ergänzen übrig läßt, als Tanzkunst und Mimik, so haben wir im Vorhergehenden an dem Beispiele der Bildhauerkunst gesehen, daß die Bestimmtheit der Darstellung nicht von ihrer Vollständigkeit abhängt. Selbst in der Gebehrdensprache bleibt auch alsdann noch, wenn das Ziel der Bewegung nicht angedeutet wird, in der Art der Bewegung Bestimmtheit genug übrig, und es entsteht die Frage, ob wir von dieser

Bestimmtheit allein etwas dem ähnliches erwarten dürfen, was wir in den bloßen Umrissen der Gestalt finden.

Der schwebende Gang der Freude und der schwere Tritt des Kummers sind in der Gebehrdensprache allgemein verständlich, auch wenn wir in beiden Fällen von der Richtung dieser Bewegungen keine deutliche Vorstellung haben. Was diese Zeichen bedeutend macht, ist ein gewisser Zusammenhang, den wir in uns selbst zwischen diesen Unterschieden der Bewegung und den Unterschieden unsers Zustandes wahrgenommen haben, und den wir von uns auf andre lebende Wesen übertragen. In den Bewegungen der fremden Gestalt erkennen wir uns selbst wieder.

Von ähnlicher Art ist der Unterschied zwischen dem Jauchzen der Fröhlichkeit und dem gepreßten Tone des Schmerzens. Was

für einen Zuſtand dieſe Verſchiedenheit bezeichnet, wiſſen wir nicht bloß aus eigner Erfahrung von der Art, wie dieſe Gefühle in uns ſelbſt ſich ankündigten, ſondern auch durch eine gewiſſe Sympathie, die ſchon bei der Gebehrdenſprache, obwol in einem unmerklichern Grade, ſich äußert.

Vorausgeſetzt nun, daß es für die ſtumpfeſten und ungeübteſten Sinne deutliche Merkmale giebt, wodurch ſich die Zeichen der Freude von den Zeich... des Schmerzens in Gebehrden und Tönen unterſcheiden, ſo ſind dadurch auch für eine unendliche Menge von Abſtufungen beider entgegengeſetzten Gefühle beſtimmte Zeichen gegeben. Der feinere und geübtere Sinn vergleicht die weniger verſtändlichen Gebehrden und Töne mit den allgemein verſtändlichen, und entdeckt mehr oder weniger Aehnlichkeit mit den anerkannten Zeichen der Freude und

des Schmerzens. So bereichert sich die Gebehrdensprache, und, wo es nicht an Gelegenheit fehlt, den Sinn des Gehörs eben sowol, als den Sinn des Gesichts zu üben, auch die Sprache der Töne. Daß zu Wahrnehmung feiner Unterschiede das Ohr weniger tauglich sei, als das Auge, läßt sich im Allgemeinen nicht behaupten, aber der einzelne Mensch kann sich in Lagen befinden, wo er öfter veranlaßt wird, das Sichtbare, als das Hörbare zu vergleichen. Alsdann werden ihm Tanz und Schauspielkunst verständlicher seyn, als Musik, so wie diese hingegen zu demjenigen deutlicher sprechen wird, dessen Aufmerksamkeit mehr auf Tönen, als auf Gestalten haftet.

Wenn es der Musik nicht an deutlichen Zeichen fehlt, um einen bestimmten Zustand zu versinnlichen, so ist ihr dadurch auch die Möglichkeit der Charakterdarstellung

gegeben. Was wir Charakter nennen, können wir überhaupt weder in der wirklichen Welt, noch in irgend einem Kunstwerke unmittelbar wahrnehmen, sondern nur aus demjenigen folgern, was in den Merkmalen einzelner Zustände enthalten ist. Es fragt sich also nur, ob auch in einer solchen Reihe von Zuständen, wie sie durch Musik dargestellt wird, Stoff genug vorhanden sei, um daraus die bestimmte Vorstellung eines Charakters zu bilden.

Der Begriff des Charakters setzt ein moralisches Leben voraus, ein Mannichfaltiges im Gebrauche der Freiheit, und in diesem Mannichfaltigen eine Einheit, eine Regel in dieser Willkühr. Eine solche Regel wird entweder unmittelbar wahrgenommen, indem man aus der Reihe von Erscheinungen eines moralischen Lebens das Gemeinsame heraushebt, oder sie wird durch

einen Schluß aus einzelnen Zügen gefolgert, wenn dieſe eine Urſache vorausſetzen, deren Wirkſamkeit ſich nach dem Geſetze der Analogie nicht auf einen einzigen Fall einſchränken kann. Zu dieſen charakteriſtiſchen Zügen gehören beſonders ſolche Handlungen, die mit den äußern Verhältniſſen im Widerſpruche ſtehen, und wozu wir alſo einen Grund innerhalb der Perſon zu ſuchen genöthigt werden. Durch dieſes Mittel bewirkt der Dichter eine reiche und lebendige Charakterdarſtellung auch in einen kleinen Umfange von Begebenheiten. So ſehen wir Achill und Priamus einander gegenüber bei einem traulichen Mahle — jener vergißt den Vater Hektors, dieſer den Mörder des Sohns — einer iſt im Anſchauen des andern verloren, und beide ehren die höhere menſchliche Natur.

Auf ähnliche Art verfahren auch andre

Künſtler, und je reichhaltiger ihre Produkte an ſolchen bedeutenden Zügen ſind, deſto vollkommner iſt ihre Charakterdarſtellung. Das Beiſpiel des Tänzers und Schauſpielers lehrt uns, wie viel beſonders durch die Zeichen der Bewegung für dieſen Zweck geleiſtet werden kann. Gilt nun eben dies auch von der Sprache der Töne, oder giebt es hierin einen Unterſchied zwiſchen den Bewegungen der Geſtalt und den Bewegungen des Klangs?

Auch hier äußern ſich allerdings die Folgen des Umſtandes, daß in einer Reihe von Tönen kein beſtimmtes Ziel, ſondern nur eine beſtimmte Art der Bewegung wahrgenommen wird. Was der Tänzer und Schauſpieler durch dieſes Ziel andeutet, fehlt in der Charakterdarſtellung des Tonkünſtlers. Daher vermißt man alles dasjenige bei ihm, was irgend einen fortdauernden Trieb

nach einem besondern Gegenstande betrifft. Aber es fragt sich, ob nicht auch alsdann noch bestimmte Merkmale in der Vorstellung eines Charakters übrig bleiben, wenn sie von irgend einer besondern Richtung der Triebe nichts bestimmtes enthält.

Ausser den Verschiedenheiten der besondern Gegenstände, auf welche unsre Triebe gerichtet sind, giebt es noch einen allgemeinen Unterschied, der die Triebe überhaupt in zwei Klassen abtheilt. Ihr Zweck ist entweder unsre Thätigkeit oder unsre Empfänglichkeit zu äußern, zu bestimmen, oder bestimmt zu werden. Von diesen beiden entgegengesetzten Klassen der Triebe verliert keine ihre Wirksamkeit gänzlich, so lange das Leben selbst währt, aber sie beschränken einander gegenseitig, und in einzelnen Momenten hat bald der Trieb der Thätigkeit, bald der Trieb der

Empfänglichkeit das Uebergewicht. Wird nun zwiſchen beiden ein beſtimmtes fortdauerndes Verhältniß wahrgenommen, ſo gehört dieß zu den Merkmalen des Charakters. Daher das männliche und weibliche Ideal, und die unendlich mannichfaltigen Abſtufungen zwiſchen beiden.

Giebt es nun in der Muſik deutliche Zeichen für ein beſtimmtes Verhältniß der männlichen Kraft zur weiblichen Zartheit, ſo iſt dadurch eine Charakterdarſtellung möglich, welche in Anſehung dieſes Merkmals völlig beſtimmt iſt, wenn ſie gleich die Ergänzung der andern Merkmale dem freien Spiele der Einbildungskraft überläßt. In den Umriſſen und Bewegungen der Geſtalt erkennt ein geübtes Auge die kleinſten Abſtufungen der Männlichkeit und Weiblichkeit. Auch verliert das Bild der Phantaſie dadurch nichts an

Bestimmtheit, daß man es nicht durch Worte beschreiben kann. Denn welche Sprache wäre wol reich genug, um die unendliche Mannichfaltigkeit der feinsten Unterschiede dieses Merkmals andeuten zu können? Ist aber die Frage, ob es für diese Unterschiede in dem Klange und seiner Bewegung deutliche Zeichen gebe, so dürfen wir nicht vergessen, was schon bei den hörbaren Zeichen des Zustandes bemerkt worden ist, daß es nehmlich dem Sinn des Gehörs deswegen an sich selbst nicht an Feinheit fehlt, weil er in mehreren Fällen nicht eben so viel Gelegenheit zur Uebung und Ausbildung hatte, als der Sinn des Gesichts. Daß es für den äußersten Grad der Männlichkeit und Weiblichkeit in einer Reihe von Tönen einen eben so allgemein verständlichen Ausdruck giebt, als für Freude und Schmerz, bedarf wol keines

Beweises. Auch dem ungeübtesten Ohr, das den Klang der Posaune und der Flöte, den Marsch und die ländliche Tanzmusik, den Kirchenhymnus und das Adagio des einzelnen Sängers oder Instrumentisten gegeneinander hört, braucht man diese Unterschiede nicht zu erklären. Aus diesen Zeichen aber von anerkannter Bedeutung bildet sich nach und nach eine Sprache wie bei den Zeichen des Zustandes, indem man die undeutlichern Zeichen mit den deutlichern vergleicht, und mehr oder weniger Aehnlichkeit zwischen ihnen bemerkt.

Die unverkennbarsten Zeichen des Charakters finden sich in der Verschiedenheit des Klangs. Die mannichfaltigen Grade des Rauhen und Sanften, wodurch sich Menschenstimmen und Instrumente unterscheiden, sind daher eines von den

brauch-

brauchbarſten, aber nicht das einzige Mittel der Charakterdarſtellung in der Muſik.

In der Bewegung des Klanges bemerken wir theils die Unterſchiede der Dauer, theils die Unterſchiede der Beſchaffenheit. Jene ſind für die Charakterdarſtellung die wichtigſten. Das Regelmäßige in der Abwechſelung von Tonlängen — Rhythmus — bezeichnet die Selbſtſtändigkeit der Bewegung. Was wir in dieſer Regel wahrnehmen, iſt das Beharrliche in dem lebenden Weſen, das bei allen äußern Veränderungen ſeine Unabhängigkeit behauptet. Daher der hohe Werth des Rhythmus in der griechiſchen Muſik, Poeſie und Tanzkunſt. Das ruhige Fortſchreiten der Würde, und das Schweben der Anmuth haben dieſe Künſte mit einander gemein. „Das Wortloſe," ſagt Klopſtock, „wandelt in einem guten Gedicht umher, wie in Homers

Schlachten die nur von wenigen geſehenen Götter.“

Ueber die Melodie der Griechen haben wir nur dunkle und unvollſtändige Nachrichten, aber was ſie im Rhythmus leiſteten, können wir ſchon an dem einzigen Beiſpiele zweier Versarten erkennen: der Alcäiſchen, und der Sapphiſchen. Jene iſt eine muſterhafte Darſtellung des männlichen, dieſe des weiblichen Ideals. Der Deutſche — der es aber bedarf von Zeit zu Zeit an ſeine Schätze erinnert zu werden — braucht ſolche Muſter ſo weit nicht zu ſuchen. Nur zwei Beiſpiele von eben dem Dichter, der den Werth des Rhythmus ſo gut erkannte:

Komm! ich bebe vor Luſt! Reich mir den Adler
Und das triefende Schwerdt! komm, athme und ruhe

Hier in meiner Umarmung
Aus von der donnernden Schlacht. —

Und dieſer Heldin gegenüber das ängſtliche Mädchen:

Aber in dunkler Nacht erſteigſt du Felſen,
Schwebſt in täuſchender dunkler Nacht auf Waſſern;
Theilt' ich nur mit dir die Gefahr zu ſterben;
Würd' ich Glückliche weinen?

Was durch die Melodie unmittelbar dargeſtellt wird, iſt der Zuſtand, das Vorübergehende im Gegenſatz des Beharrlichen, der Grad des Lebens in dem einzelnen Momente. Die Bewegung innerhalb der Tonleiter beſteht in einem unaufhörlichen Schwanken zwiſchen Realität und Beſchränkung. Im Verhältniß der einzelnen Töne zum Haupttone, auf welchem die Einheit der Melodie beruht, erſcheint das Streben

nach einem Ziele, bald Annäherung, bald Entfernung, und endlich Ruhe, wenn es erreicht ist. Neben diesen Veränderungen kann es aber auch in der Melodie etwas Beharrliches geben, gewisse Gränzen nehmlich in dem Umfange der melodischen Bewegung, ein gewisses Ebenmaas in der Art der Fortschreitung. Und in diesem Beharrlichen erkennen wir eine bestimmte Kraft oder Zartheit des Charakters. Daher vielleicht die scheinbare Aengstlichkeit der Kunst-Polizei bei den Griechen in Ansehung dieser Merkmale des Charakters. Daher der Censor-Eifer des Spartaners, der auf der Cither des Timotheus nicht mehr als sieben Saiten duldete.

Ob sich die Musik der Griechen bloß auf Rhythmus und Melodie einschränkte, oder ob sie auch das kannten, was wir Harmonie nennen, ist in der Geschichte der

Tonkunſt noch eine Streitfrage. Es hat neuere Theoretiker gegeben, die wegen dieſes Umſtandes an dem Werthe der Harmonie überhaupt noch gezweifelt haben. Dieſe zu widerlegen iſt hier der Ort nicht; aber es bedarf nur eines flüchtigen Blicks, um ſich von der Wichtigkeit der Harmonie wenigſtens für die Charakterdarſtellung zu überzeugen. Durch eine Verbindung zugleich tönender Stimmen wird es möglich die Melodie und den Rhythmus unter dieſe Stimmen zu vertheilen. Leidenſchaft und Charakter können beides abgeſondert durch verſchiedne Bewegungen lebendiger und beſtimmter verſinnlicht werden, ohne daß das Gleichgewicht zwiſchen beiden aufgehoben wird, was zur vollkommenſten Wirkung des Ganzen erfoderlich iſt. Jeder Gedanke, jede Empfindung, die durch den Zuſtand erweckt wird, und gleichſam als ein einzelnes

lebendes Weſen ſich durch die Töne einer Menſchenſtimme, oder eines nachahmenden Werkzeugs verkündigt, bereichert das Ideal der Phantaſie, und erhöht die Vorſtellung von der Kraft, die in einem ſolchen Kampfe nicht unterliegt. In dieſem Umfange und Grade giebt es vielleicht keine andre Darſtellung in der Muſik für das Erhabene des Charakters.

V.

Ueber

Wilhelm Meiſters Lehrjahre.

Aus einem Briefe vom Jahr 1796.

Ich verweile zuerſt bei einzelnen Beſtandtheilen, und freue mich in der Darſtellung der Charaktere ſogar nichts von den ſchwarzen Schatten zu finden, die nach einem gewöhnlichen Vorurtheile zum Effekt des Kunſtwerks nothwendig ſeyn ſollen. An einen privilegirten Teufel, durch den alles Unheil geſchieht, iſt hier nicht zu denken. Selbſt Barbara iſt im Grunde nicht bösartig, ſondern nur eine gemeine Seele. Unter dem Druck der Bedürfniſſe fehlt es ihr an Empfänglichkeit für jedes feinere Gefühl. Gleichwol hat ſie wahre Anhänglichkeit an Marianen und Felix. Das gröſte Leiden — Marianens Schickſal —

wird durch einen schätzbaren Menschen aus einer edlen Triebfeder veranlaßt.

Eben so wenig erscheint ein übermenschliches Ideal. Ueberall findet man Spuren von Gebrechlichkeit und Beschränkung der menschlichen Natur, aber was dabei den Hauptfiguren das höhere Interesse giebt, ist das Streben nach einem Unendlichen. Aus den verschiednen Richtungen dieses Strebens entsteht die Mannichfaltigkeit der Charaktere. In endlichen Naturen muß sich dadurch oft Einseitigkeit und Misverhältniß erzeugen, und dieß sind die Schatten des Gemähldes, die Dissonanzen der Harmonie. Daher bei Jarno die Kälte und Härte des Weltmanns. Er strebt nach Klarheit und Bestimmtheit in seinen Urtheilen über die Menschen und ihre Verhältnisse. Wahrheit und Zweckmäßigkeit weiß er zu schätzen, aber das Dunkle und Schwankende

iſt ihm verhaßt. Enthuſiasmus kennt er nicht, ſelbſt die Kunſt verehrt er nur in der Entfernung, weil er ſich von ihrem Verfahren nicht Rechenſchaft geben kann. Doch wirkt das Vollendete auf ihn. Daher ſeine Achtung gegen das Streben nach Vollendung im Lothario. An Shakespear ſchätzt er nur den Stoff — die Wahrheit der Darſtellung. Er heirathet Lydien nicht aus Freundſchaft für Lotharion, ſondern weil ihn die Wahrheit der Empfindung anzieht. So iſt die Trockenheit und der Mangel an Humanität bei Natalliens Tante die Folge ihrer überſinnlichen Exiſtenz. Dagegen muß die idealiſirte Sinnlichkeit bei Philinen in ihrer höchſten Freiheit zuweilen ausarten, da ihr durchaus keine moraliſche Zucht das Gegengewicht hält. Nur ein paar Figuren erſcheinen gleichſam als höhere Weſen in

einer Glorie — der Großonkel Nataliens und der Abbé — aber sie stehen im Hintergrunde und von den Umrissen ihrer Gestalt ist wenig zu sehen.

Besondre Kunst finde ich in der Verflechtung zwischen den Schicksalen und den Charakteren. Beide wirken gegenseitig in einander. Der Charakter ist weder bloß das Resultat einer Reihe von Begebenheiten, wie die Summe eines Rechnungsexempels, noch das Schicksal bloß Wirkung des gegebenen Charakters. Das Persönliche entwickelt sich aus einem selbstständigen unerklärbaren Keime, und diese Entwicklung wird durch die äußern Umstände bloß begünstigt. Dieß ist die Wirkung des Puppentheaters bei Meister und der Brustkrankheit bei der Stiftsdame. So sind die merkwürdigsten Ereignisse in Meisters Leben — sein Aufenthalt auf dem Schlosse des

Grafen — der Räuberanfall — der Beſuch bei Lothario — zum Theil die Folgen einer freien Wahl, die in ſeinem Charakter gegründet war. Das Ganze nähert ſich dadurch der wirklichen Natur, wo der Menſch, dem es nicht an eigner Lebenskraft fehlt, nie bloß durch die, ihn umgebende, Welt beſtimmt wird, aber auch nie alles aus ſich ſelbſt entwickelt. Ein reicher Garten zeigt ſich dem Auge, wo die ſchönſten Pflanzen von ſelbſt zu gedeihen ſcheinen, und jede Spur des Künſtlers verſchwindet. Aber die Macht des Schickſals zeigt ſich auch an zwei Perſonen, Mignon und dem Alten. Hier unterliegt eine zarte Natur dem gewaltſamen Druck der äußern Verhältniſſe. Dieſer tragiſche Stoff ſtört vielleicht die Totalwirkung bei einem großen Theile des Publikums, der ſich bei Betrachtung eines Kunſtwerks bloß leidend verhält. Die

rührende Erscheinung concentrirt die Aufmerksamkeit auf einen einzigen Punkt. Aber wer seine Besonnenheit gegen diesen Eindruck wenigstens beim zweiten Lesen behauptet, erkennt, wie sehr das Ganze durch eine solche Beimischung an Würde gewinnt.

Die Einheit des Ganzen denke ich mir als die Darstellung einer schönen menschlichen Natur, die sich durch die Zusammenwirkung ihrer innern Anlagen und äußern Verhältnisse allmählich ausbildet. Das Ziel dieser Ausbildung ist ein vollendetes Gleichgewicht — Harmonie mit Freiheit. Je größer das Maas der einzelnen Kräfte, je mächtiger die einander entgegengesetzten Triebe, desto mehr wird dazu erfodert, um in diesem Chaos Einheit ohne Zerstörung zu erschaffen. Je mehr Bildsamkeit in der Person, und je mehr bildende

Kraft in der Welt, die ſie umgiebt, deſto reichhaltiger die Nahrung des Geiſtes, die eine ſolche Erſcheinung gewährt.

Was der Menſch nicht von außem empfangen kann — Geiſt und Kraft — iſt bei Meiſtern in einem Grade vorhanden, für den der Phantaſie keine Gränzen geſetzt ſind. Sein Verſtand iſt mehr als die Geſchicklichkeit, ein gegebenes endliches Ziel zu erreichen. Seine Zwecke ſind unendlich, und er gehört zu der Menſchenklaſſe, die in ihrer Welt zu herrſchen berufen iſt. In der Ausführung deſſen, was er mit Geiſt gedacht hat, zeigt er Ernſt, Liebe und Beharrlichkeit. Der Erfolg ſeiner Thätigkeit bleibt immer in einem gewiſſen Helldunkel, und dadurch wird der Einbildungskraft des Leſers freier Spielraum gelaſſen. Wir erfahren nur ſeine gute Aufnahme auf dem Schloſſe des

Grafen, ſeine Gunſt bei den Damen, den Beifall bei der Aufführung des Hamlet, aber keines ſeiner dichteriſchen Produkte wird uns gezeigt. Seine Seele iſt rein und unſchuldig. Ohne einen Gedanken an Pflicht, iſt ihm durch eine Art von Inſtinkt das Gemeine, das Unedle verhaßt, und von dem Trefflichen wird er angezogen. Liebe und Freundſchaft ſind ihm Bedürfniß, und er iſt leicht zu täuſchen, weil es ihm ſchwer wird, irgendwo etwas Arges zu ahnen. Er ſtrebt zu gefallen, aber nie auf Koſten eines andern. Es iſt ihm peinlich, irgend jemanden eine unangenehme Empfindung zu machen, und wenn Er ſich freut, ſoll alles, was ihn umgiebt, mit ihm genießen. Seine Bildſamkeit iſt ohne Schwäche. Muth und Selbſtſtändigkeit beweißt er, wie er die Mignon von dem Italiener befreit, wie er ſich gegen die

Räuber

Räuber vertheidigt, wie er gegen Jarno und den Abbe' ſeine Unabhängigkeit behauptet. Die perſönliche Autorität des Abbe's, die doch in einem Zirkel vorzüglicher Menſchen von ſo groſſem Gewicht iſt, überwältigt ihn nicht. Philine iſt da, wo ſie liebenswürdig iſt, ſehr reizend für ihn, aber ſie beherrſcht ihn nicht. Jarno wird ihm verhaßt, da er die Aufopferung des Alten und der Mignon von ihm verlangt. Zu dieſen Anlagen kommt noch einnehmende Geſtalt, natürlicher Anſtand, Wohlklang der Sprache.

Für ein ſolches Weſen mußte nun eine Welt gefunden werden, von der man die Bildung nicht eines Künſtlers, eines Staatsmanns, eines Gelehrten, eines Mannes von gutem Ton — ſondern eines Menſchen erwarten konnte. Durch ein modernes Coſtum mußte die Darſtellung dieſer

Welt lebendiger werden. Das antike Coſtum erleichtert zwar das Idealiſiren, und verwahrt vor manchen Armſeligkeiten der Wirklichkeit, aber die Umriſſe der Geſtalten erſcheinen in einer Art von Nebel, und die Wirkung des Gemähldes wird durch die unvollſtändige Beſtimmtheit geſchwächt. Ein Ideal, deſſen einzelne Elemente wir in der gegenwärtigen Welt zerſtreut finden, giebt der Phantaſie ein weit anſchaulicheres Bild. In einem mindern Grade findet ſich dieſer Unterſchied auch zwiſchen dem einheimiſchen und ausländiſchen Coſtum, und ſchon dieß konnte den Dichter, der zunächſt für das deutſche Publikum ſchrieb, beſtimmen, eine deutſche Welt zu wählen. Aber es fragt ſich auch, ob man, ſobald es auf die Bildung eines Menſchen ankommt, durch eine franzöſiſche, engliſche oder italiäniſche Welt viel gewonnen haben würde,

und ob es nicht gerade für den Deutschen vortheilhaft sei, daß sich in seinem Vaterlande zu einer zwar glänzenden aber einseitigen Ausbildung weniger günstige Umstände vereinigen.

Es war eine lebendige Phantasie vorhanden, die vollständig entwickelt werden sollte. Hierzu gehörte ein gewisser Wohlstand, und Freiheit vom Druck der Bedürfnisse, aber keine zu günstigen Verhältnisse in der wirklichen Welt. Die Vortheile der höhern Stände gleichen dem Apfel der Proserpina; sie fesseln an die Unterwelt. Wer sich für seinen Stand begeistern kann, wird in diesem Stande vieles leisten, aber eben so wenig wie Werner sich je über seinen Stand erheben.

Eine schöne Gestalt zog ihn an; seine Einbildungskraft lieh ihr alle Vorzüge des Geistes. Marianens Seele glich einer

unbeschriebenen Tafel, wo nichts seinem Ideale widersprach; er sah sich geliebt, und war glücklich. Sie war nichts, als ein liebendes Mädchen, zu wenig für seine Gattin, zu viel um von ihm verlassen zu werden. Ihr Tod war nothwendig. Sie erscheint dabei in dem glänzendsten Lichte, aus Meisters Seele verschwindet alle Bitterkeit, die bei dem Gedanken, von ihr getäuscht worden zu seyn, sonst nie vertilgt werden konnte, und wir sehen mit Wohlgefallen, daß Meisters Instinkt richtiger urtheilte, als Werners Weltklugheit.

Das Theater ist die Brücke aus der wirklichen Welt in die ideale. Für einen jungen Mann, den sein nächster Wirkungskreis nicht verzog, und der keine bessere Sphäre kannte, mußte es unwiderstehliche Reize haben. Für ihn wurde es eine Schule der Kunst überhaupt; aber er war nicht

zum Künſtler berufen. Es war ihm bloß Bedürfniß ſeine beſſern Ideen und Gefühle laut werden zu laſſen. Das Couliſſenſpiel der theatraliſchen Darſtellung mußte ihm bald widrig werden.

Er ſollte auch die glänzende Seite der wirklichen Welt kennen lernen. Ein leichtfertiges Mädchen war ſeine erſte Lehrerin. In Philinen erſchien ihm das höchſte Leben, aber freilich nicht in einer dauernden Geſtalt. Eine Reihe von mannichfaltigen Geſtalten ging vor ihm vorüber, und unter dieſen waren einige ſo lieblich, daß ſie ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlen konnten.

Dieſem Uebermaas von Geſundheit ſtellten ſich zwei kranke Weſen gegenüber: Mignon und der Harfenſpieler. In ihnen erſcheint gleichſam eine Poeſie der Natur. Wo Meiſter durch die äußern Verhältniſſe

abgespannt wird, giebt ihm das Anschauen dieser Wesen einen neuen Schwung.

Die Gräfin war ganz dazu geschaffen, das Bestreben zu gefallen bei Meistern zu erregen. Eine gewisse Würde, mehr des Standes als des Charakters, vereinigte sich in ihr mit holder weiblicher Schwäche. Seine Phantasie hatte sie vergöttert. Er fühlte sich angezogen durch ihre Freundlichkeit, und entfernt durch die äußern Verhältnisse. Diese gemischte Empfindung spannte alle seine Kräfte. Sie erscheint auf einer niedrigen Stufe durch die Reue und Furcht, mit der sie ihre Leidenschaft verbüßt. Aber selbst in ihrer Buße ist Grazie, und beim letzten Abschiede wird sie uns wieder äußerst liebenswürdig.

Aurelie giebt ein warnendes Beispiel, was Leidenschaft und Phantasie für Zerstö-

rung in einem Weſen edler Art anrichtet, wo es an Harmonie der Seele fehlt.

In Nataliens Tante dagegen iſt Ruhe, aber durch Zerſchneidung des Knotens, durch Abgeſchiedenheit von der ſinnlichen Welt. Ihre Frömmigkeit hat als ein vollendetes Naturprodukt wirklich etwas Erhabenes; aber wie viel ſchöne Blüthen mußten erſterben, damit eine ſolche Frucht gedeihen konnte! Indeſſen ſind ihre Härten durch Toleranz möglichſt gemildert, und ihre Hochſchätzung Nataliens iſt ein ſchöner Zug, der ſie der Menſchheit wieder nähert.

Eine andre Art von innerer Ruhe, aber mit ununterbrochner äußrer Thätigkeit vereinigt, zeigt ſich in Thereſen. Hier iſt Leben mit Geſtalt vereinigt, aber in dieſem Leben fehlt eine gewiſſe Würze. Keine Kämpfe und keine Ueberſpannung, aber

auch keine Liebe und keine Phantaſie. Gleichwol hat ihr ganzes Weſen eine Klarheit und Vollendung, die für denjenigen äußerſt anziehend ſind, der den Mangel dieſer Vorzüge in ſich ſelbſt oft ſchmerzlich gefühlt hat. Zugleich herrſcht in ihrem Betragen immer eine gewiſſe Weiblichkeit, die gleichſam die Stelle eines tiefern Gefühls vertritt. Auch fehlt es ihr nicht an Empfänglichkeit für das Große und Schöne, nur ſieht ihr heller Blick in der Wirklichkeit ſo viel Mängel dabei, daß es bei ihr nie zum Enthuſiasmus kommt. Sie empfindet rein, aber gleichſam im Vorbeigehen; ihr alles verſchlingender Trieb zur Thätigkeit läßt ihr nicht Zeit dazu. Sie wird nie von einem Gefühl überwältigt, aber ſie überläßt ſich ihm zuweilen aus freier Wahl, wo es in Handlung übergehen kann, und dann zeigt ſie ſich von der edelſten Seite.

Bei Natalien iſt dieſelbe innre Ruhe, dieſelbe Klarheit des Verſtandes, dieſelbe Thätigkeit, aber alles iſt von Liebe beſeelt. Dieſe Liebe verbreitet ſich über ihren ganzen Wirkungskreis, ohne in irgend einem einzelnen Punkte an Innigkeit zu verlieren. Es erſcheint in ihr die Heiligkeit einer höhern Natur, aber dieſe Erſcheinung iſt nicht drückend, ſondern beruhigend und erhebend.

Von Lothario's früherer Geſchichte wünſchte man wol mehr zu erfahren, aber es iſt begreiflich, warum hier gerade nicht mehr davon geſagt werden konnte. Er hatte in einer ſehr glänzenden Sphäre gelebt, und ſeine Schickſale hätten gleichſam durch ihre Lokalfarben der Haltung geſchadet. Meiſter mußte immer die Hauptfigur bleiben.

Nächſt dieſen Perſonen gab es noch

besondre Verhältnisse, die auf Meistern wirkten. Dahin gehört außer der theatralischen Existenz der Aufenthalt auf dem Schlosse des Grafen und die geheime Gesellschaft. Bei der letzteren finde ich das Resultat der Lossprechung besonders glücklich ausgedacht, weil es durchgängig individuell ist, und eben deswegen desto mehr Eindruck machen mußte. Aber alle diese Anstalten waren zu Meisters Bildung nicht hinlänglich. Was sie vollendete, war ein Kind — ein lieblicher und höchst wahrer Gedanke.

Das Verdienst eines solchen Plans sollte noch durch eine Ausführung erhöht werden, wobei man nirgends an Absicht erinnert wurde, und in der Spannung der Erwartung, in der Auflösung der Dissonanzen, und in der endlichen Befriedigung einen poetischen Genuß finden mußte, der von

dem philoſophiſchen Gehalte ganz unabhängig war. Die Entwicklung der Begebenheiten iſt ſinnreich und überraſchend, aber nicht gekünſtelt und paradox. Bei einer genauen Betrachtung findet man den Grund dazu entweder in den vorhergehenden Schickſalen, oder in irgend einem charakteriſtiſchen Zuge, oder in dem natürlichſten Gange des menſchlichen Geiſtes und Herzens. Für einige Diſſonanzen gab es keine Auflöſung, die jeden Leſer befriedigen konnte. Mignon und der Harfenſpieler hatten den Keim der Zerſtörung in ſich. Für den Eindruck von Mignons Tode iſt ein Gegengewicht in den Exequien. Der heilige Ernſt, zu dem ſie begeiſtern, hebt die Seele in das Gebiet des Unendlichen empor. Vielleicht wünſcht man nicht mit Unrecht auch etwas linderndes nach dem Tode des Harfenſpielers. Wenigſtens hat

der ſtarke Kontraſt am Schluſſe zwiſchen dieſer Begebenheit, und der endlichen Befriedigung für mich etwas unmuſikaliſches: Rouſſeau fragt irgendwo, was eine Sonate bedeute? Ich möchte ihm antworten: einen Roman. Wenn ich mir nun dieſen Roman in eine Sonate überſetze, ſo wünſchte ich nach einer ſo harten Diſſonanz vor dem Schluſſe noch einige beruhigende Takte zu hören.

Sollte nicht auch die Deutlichkeit gewinnen, wenn mehr angedeutet wäre, wie bei Natalien allmählich eine Leidenſchaft für Meiſtern entſteht? Ueberhaupt ſcheint mir der leichte Rhythmus, der in den drei erſten Bänden die Begebenheiten herbeiführt, ſich im vierten zu ändern. Doch war dieß vielleicht abſichtlich zum Behuf der gröſſern tragiſchen Wirkung, oder um die Spannung überhaupt zu erhöhen.

Bis hieher etwa ging die äſthetiſche Pflicht des Künſtlers, aber nun begann das Werk der Liebe. Das Gebäude war aufgeführt und die Totalwirkung erreicht, aber ohne dieſer zu ſchaden, konnte es noch im Einzelnen durch mannichfaltigen Schmuck bereichert werden. Dahin gehören die Gedichte, die Geſpräche über Hamlet, der Lehrbrief, und ſo manche köſtliche Nahrung des Geiſtes, die in den zerſtreuten Bemerkungen über Kunſt, Erziehung und Lebensweisheit enthalten iſt. Von allem dieſem durfte nichts als bloß angefügte Verzierung erſcheinen; jedes mußte als ein nothwendiger Theil in das Ganze verwebt werden.

Serlo paßt vortrefflich zu einem Geſpräch mit Meiſter. Ihr Kontraſt iſt nicht grell, aber ſtark genug um den Dialog zu beleben, und gleichſam vor unſern Augen entſpringt die Meinung aus dem Charakter. Abge-

sonderte Gespräche ähnlicher Art zwischen diesen beiden Personen, die wir nun kennen, wären gewiß ein höchst willkommnes Geschenk. Es fehlt uns noch so sehr an dieser Gattung von Kunstwerken. Auch wünschte man wol den Abbe' und Natalien zusammen über Erziehung zu hören; nur möchten sie nicht geneigt seyn, miteinander darüber zu sprechen.

Bei Betrachtung eines Kunstwerks, wie dieses, giebt es einen gewissen Punkt, bis wie weit man dem Künstler nachspüren und sich von seinem Verfahren Rechenschaft geben kann — aber weiter hinaus entzieht er sich unsern Blicken, so gern wir ihm auch ins innere Heiligthum folgen möchten. Wo er unterscheidet, wählt, anordnet, wird er uns immer deutlicher, je mehr wir mit seinem Werke vertraut werden; aber vergebens suchen wir den Genius zu belauschen,

wenn er dem Bilde der Phantaſie Leben einhaucht. Nur durch ſeine Wirkungen will er ſich verkündigen. Der gemeine Leſer ruft aus: „So etwas erfindet man nicht; hier muß eine wahre Geſchichte zum Grunde liegen“ — und den ächten Kunſtfreund durchdringt ein elektriſcher Schlag.

Klar iſt der Aether und doch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verſtand bleibt er doch ewig geheim.

VI.

Ueber das Lustspiel.

Für den Freund der Kunſt giebt es kein paſſenderes Geſchäft, als die Vermittelung zwiſchen dem Künſtler und ſeinem Publikum. Der Gedanke ſich zum Sklaven ſeines Zeitalters herabzuwürdigen, empört den ächten Künſtler; er lebt in ſeiner eignen Welt, freut ſich an den Gebilden ſeiner Phantaſie, und wenn er ſie in Worten, Tönen, oder Geſtalten ausſpricht, ſo fragt er nicht nach dem Beifall der Menge, ſondern hofft gleichgeſtimmte Seelen zu erreichen, die mit Liebe empfangen, was er mit Vertrauen darbietet. Unter dem Publikum hingegen

giebt es nicht bloß Weichlinge, die für irgend ein Bedürfniß des Luxus oder der Langeweile Befriedigung fodern, oder Gecken, die ihren Scharfblick in Entdeckung verborgner Fehler geltend zu machen suchen, oder Pedanten, die ihren willkührlich erdachten Gesetzen das unendliche Reich der Kunst zu unterwerfen sich anmaßen. Es giebt auch Personen, die bei der innigsten Verehrung für fremdes Verdienst nicht dadurch unterjocht und vernichtet werden, die mehr die Kunst als den Künstler lieben, dessen Nachlässigkeiten sie zwar entschuldigen, aber nicht bewundern, die durch jede Vortrefflichkeit zu neuen Fortschritten auf ihrer eignen Laufbahn sich begeistert fühlen, aber auch keinen Stillstand, keine Erschlaffung bei andern dulden, die die Schranken der menschlichen Kraft weit über jede Wirklichkeit

hinausſetzen, und von jedem der viel geleiſtet hat, immer noch etwas höheres erwarten. Von dieſer Claſſe des Publikums kann der Künſtler nicht durch Haß oder Geringſchätzung, ſondern bloß durch Misverſtändniſſe entfernt werden, deren Beilegung ihn ſelbſt willkommen ſeyn muß.

Einer ſolchen Ausgleichung zwiſchen Theorie und Praktik ſcheint beſonders das Luſtſpiel zu bedürfen. Der genialiſche Dichter fodert hier die unbeſchränkteſte Freiheit, und ſträubt ſich gegen jeden Zwang der Regel und des Geſchmacks. Neben ihm ſtehen andre, die aus Feigheit oder irgend einer andern unedeln Triebfeder unter das Joch der herrſchenden Mode ſich beugen, und bei manchem ſchätzbaren Talente ſich nie über die niedrigen Stufen der Kunſt erheben. Der unbefangene Freund des Theaters trifft

in den meiſten Fällen auf eines dieſer beiden Extreme und hat bald über Kraftloſigkeit und Armuth, bald über Wildheit und Barbarei zu klagen.

Eine Theorie, die der Kunſt irgend einen fremden, auch noch ſo edeln, Zweck aufzudringen ſucht, mag ihrem Schickſale überlaſſen bleiben. Die freien Produkte der ſchönen menſchlichen Natur haben ihren Werth in ſich ſelbſt, und bedürfen der Empfehlung nicht, die ſie durch Nutzbarkeit erhalten ſollen. Noch weniger iſt die Rede von gewiſſen äſthetiſchen Recepten, um ein Kunſtwerk auf ähnliche Art hervorzubringen, wie man etwa einen Pachtkontrakt aufſetzt. Aber bei der vollen Ueberzeugung, daß im Gebiete der Kunſt alle Wirkung auf dem beruht, was nicht gelehrt werden kann, laſſen ſich doch in dieſer Wirkung Grade bemerken, und

die Bedingungen angeben, unter denen sie befördert oder gestört wird.

In den Momenten des höchsten Lebensgefühls entsteht selbst bei den Wilden eine Begeisterung, die sich aus innerm Drange in irgend einer rohen Gestalt durch Sprache, Ton und Gebehrde verkündigt. Der gebildete Mensch schmückt seine Freude. Das fröhliche Jauchzen wird zum Gesang, der tobende Sprung zum Tanz, und aus einem Chaos von Bildern, Gedanken und Empfindungen tritt eine poetische Schöpfung hervor.

Auf eine solche Art veredelten sich unter günstigen Umständen die Feste, bei denen die menschliche Natur in ihrer Pracht erschien. So lange die festliche Stimmung dauerte, fühlte die Seele sich frei vom Druck der Bedürfnisse, es öffnete sich ihr eine neue Welt, und sie erwachte

aus einer dumpfen Betäubung zur Empfänglichkeit für Anmuth, Schönheit und Würde.

An dieser Empfänglichkeit zeigt sich ein Unterschied zwischen dem heroischen und dem kindlichen Charakter. Es ist entweder ein Sieg über die Schranken der Endlichkeit, oder ein Verschwinden dieser Schranken, was die Begeisterung erzeugt. Ein von uns überwältigter mächtiger Widerstand giebt uns ein seelenerhebendes Gefühl, und etwas ähnliches empfinden wir bei dem Anschauen eines fremden glücklichen Kampfs, wenn uns das Bewußtseyn unsrer eignen Ohnmacht nicht niederschlägt. Daher wählt die kraftvolle Jugend gern ihre Helden, und die Thaten dieser Helden sind es, was ihrer Phantasie am lebendigsten vorschwebt. So sehr dieser Enthusiasmus geehrt zu werden verdient, so ist doch dagegen auch

ein innrer Friede mit der uns umgebenden Welt nicht verächtlich, wenn die Ruhe nicht aus Erschlaffung entsteht. Das gesunde und nicht verbildete Kind freut sich seines Daseyns ohne den Druck der Beschränkung zu fühlen, weder Furcht noch Neid trübt seine Ansicht, in dem ganzen Umfange seiner Sphäre ist alles sein Eigenthum und jedes fremde Leben sein Spiel. Auch in dem männlichen Alter giebt es einzelne glückliche Momente einer ähnlichen Stimmung, und es ist ein würdiges Geschäft des Dichters, ein solches Moment zu fixiren, und ihm eine dauernde Gestalt im Reiche der Kunst zu geben.

Jede Art der Begeisterung kann sich entweder unmittelbar aussprechen in einem Liede, oder mittelbar durch den Glanz verkündigen, der bei der Darstellung irgend eines Gegenstandes von ihr ausgeht.

Ist die Darstellung nicht episch, sondern dramatisch, so entsteht ein Lustspiel, wenn in der Begeisterung des Dichters der kindliche Charakter der herrschende war.

Die Spiele einer heitern Phantasie beschränken sich nicht auf den Stoff des Lächerlichen. Zwar hat der Ueberdruß an der Menge von geistlosen weinerlichen Dramen, womit in den letzten Jahren das deutsche Theater überschwemmt worden ist, manchen feurigen Kopf zu dem entgegengesetzten Extrem verleitet. Jede Spur eines zarten Gefühls ist ihm verächtlich, alle Art von Sentimentalität verhaßt, und nur an dem Gepräge der Herzlosigkeit und Frechheit glaubt er das Genialische zu erkennen. Aber wer hat es denn bewiesen, daß nicht auch das Liebenswürdige der menschlichen Natur mit Geist und Leben dramatisch behandelt werden kann? Und wenn idyllen-

artige Scenen überhaupt der Darstellung nicht unwürdig sind, warum soll Florians Harlekin nicht eben so gut auf der Bühne erscheinen dürfen, als Gozzi's Pantalon? Daß der Name: Komödie, irgend einer besondern Gattung vorbehalten bleibt, kann man zugeben, wenn nur dadurch nicht dem Wirkungskreise der dramatischen Dichtkunst willkührliche Gränzen gesetzt werden.

Ist es aber nicht der Gegenstand, sondern die Behandlung, worauf der Werth des Lustspiels, so wie jedes Kunstwerks beruht, so kann dem Dichter nichts schlimmeres begegnen, als daß er einer einseitigen Theorie Gehör giebt, die ihm irgend ein dürftiges Ideal dieser Behandlung aufstellt. Nicht in den Treibhäusern der abstrakten Speculation, sondern unter dem günstigen Himmelsstriche einer schönen Wirklichkeit gedeihen die Ideale der Kunst, wenn auf

der einen Seite die Thätigkeit des Genies sich immer mehr erhöht und vervielfältigt, und auf der andern bei seinen Zeitgenossen die Schranken der Empfänglichkeit sich immer mehr erweitern. Ein verfeinerter und vielseitig ausgebildeter Kunstsinn, der mit den Schätzen aller Nationen und Zeitalter vertraut ist, und den Namen des ächten Geschmacks verdient, erzeugt Foderungen, die der bessere Künstler nicht abweisen darf.

Von dem vollendeten Lustspiele läßt sich daher mit Recht jeder Vorzug verlangen, für dessen Erreichbarkeit irgend ein Beispiel angeführt werden kann. Dahin gehört Reichthum des Gedankens und der Darstellung verbunden mit Einheit des Ganzen, Bestimmtheit der Gestalten ohne Steifheit, tiefes Eindringen in das Eigenthümliche der Charaktere und Situationen ohne Schwerfälligkeit, poetische Pracht ohne

Ausschweifung, Originalität mit Besonnenheit, Freiheit mit Sitte, Energie mit Grazie. Der Einwand, daß ein Gedicht Foderungen, die einander widersprechen, nicht in gleichem Grade befriedigen könne, ist ein Behelf des Unvermögens. Eben darin soll sich die Meisterschaft zeigen, daß zwischen entgegengesetzten Vorzügen ein glückliches Ebenmaas erreicht wird. Ein gewisser Instinkt leitet hiebei den klassischen Dichter, so wie den ächten Geschmack. Wenn alsdann die Kritik deutlich auszusprechen versucht, was der Kenner zuweilen nur dunkel gefühlt hat; so darf man nicht fürchten, durch ihre Strenge im Kunstgenusse gestört zu werden. Die Erscheinung eines Werks, das durch irgend ein einzelnes dichterisches Verdienst in einem hohen Grade sich auszeichnet, bleibt immer ein Fest für alle Freunde der Kunst.

Auch der beſſere Kritiker überläßt ſich gern im erſten Momente einem frohen und dankbaren Genuſſe, aber indem er fortfährt, das empfangene Geſchenk zu betrachten, ſteigt die Idee von dem, was der Geber vermag, und es entſtehen deſto höhere Foderungen, je mehr Kräfte zu ihrer Befriedigung geahndet werden. Dagegen wird von dem nichts gefordert, dem man nichts zu verdanken und nichts zu verzeihen hat. Daß er die Elemente der Mittelmäßigkeit im Gleichgewicht erhält, giebt im Gebiete der Kunſt keinen Werth.

Die Kritik kann durch Nachſicht gegen irgend ein Uebermaas fehlen, aber auch durch Mangel an Schonung gegen ächten Gehalt. Von beiden Abwegen laſſen ſich die Folgen auch in der Geſchichte des Luſtſpiels aufweiſen.

An dem komiſchen Theater der Spanier

und Italiäner vermißte man besonders in Frankreich eine gewisse Mannichfaltigkeit der Charaktere. Man sah fast immer dieselben Personen auftreten, und der Erfindungsgeist des Dichters schien sich bloß auf neue Situationen zu beschränken. Es war allerdings ein Fortschritt, andere Gestalten mit bestimmten Umrissen auf die Bühne zu bringen, sie gegen einander kontrastiren zu lassen, die Situation bald mit dem Charakter in Gegensatz zu stellen, bald aus ihm abzuleiten, und das Gemählde durch bedeutende und tief aufgegriffene Züge für den feinen Beobachter zu bereichern. Aber eine gewisse Gränze durfte hiebei nicht überschritten werden, wenn das Lustspiel in andrer Rücksicht nicht eben so viel verlieren sollte, als es an Interesse für den Verstand gewann. Indem alles der Charakterzeichnung untergeordnet wurde, erhielt das

Ganze einen steifen Zuschnitt, in der symmetrischen Anordnung der Figuren entdeckte man überall Absicht, und es verschwand die holde Erscheinung eines zwanglosen Spiels. Oft konnte sich auch der Dichter nicht versagen, irgend eine Nebenperson zu sorgfältig auszumahlen und zu stark zu beleuchten, wodurch alsdann seine Hauptfiguren verdunkelt wurden. Oft mußte sogar in den gespanntesten Situationen der Gang der Handlung aufgehalten werden, damit irgend ein charakteristischer Zug seinen Platz finden konnte.

Die Bemerkung dieser Fehler veranlaßte eine Rückkehr zu den sogenannten Intriguen-Stücken, und nun setzte man den Werth des Lustspiels vorzüglich in die Handlung. Alles wurde auf gespannte Erwartung, auf überraschende Entwickelung, auf plötzliche Uebergänge zu den ent-

entgegengesetzten Extremen berechnet. Man vergaß zuletzt oft, daß nicht die Bewegung an sich, sondern die bewegte Gestalt ein Gegenstand der Kunst ist. Das gemeine Bedürfniß der Neugierde und der zerstreuenden Unterhaltung wurde mehr befriedigt, als der edlere Kunstsinn, der in der Darstellung des Lebens etwas ganz anders erwartete, als einen betäubenden Wirbel von Begebenheiten, wodurch die Aufmerksamkeit gewaltsam erzwungen, und nicht auf eine sanfte und liebliche Art gewonnen wird.

Während daß man auf der einen Seite das Lustspiel oft nicht mit dem besten Erfolg zu bereichern strebte, glaubte man auf der andern einen schon vorhandenen Reichthum dem bessern Geschmack aufopfern zu müssen. Durch die Spiele einer jugendlichen Phantasie war eine lustige Welt von Feen, Gei-

stern und Zauberern geschaffen worden, die dem Dichter und seinen Freunden manche reizende Blüthe darbot. Da ließ eine ernste Stimme sich vernehmen, es sei unschicklich für das reifere Alter der Kunst mit solchen Mährchen zu tändeln, an dem Wunderbaren und Abentheuerlichen möchten sich allenfalls Kinder ergötzen, aber auf einer höhern Stufe der Ausbildung könne uns nur Wahrheit und Natur befriedigen. Gleichwol giebt es auch eine poetische Wahrheit, an der es wenigstens den Sylphen Shakespears nicht fehlt, und es wäre traurig, wenn keine andre Natur dargestellt werden sollte, als auf die wir täglich in unsern nächsten Verhältnissen treffen.

Einer ähnlichen Rechtfertigung bedürfen die poetischen Formen des ältern Lustspiels gegen die Intoleranz der modernen Nüchternheit. Unter einem festlich gestimmten

Volke mußte auch der Dichter in einem prachtvollen Gewande auftreten. Rhythmus und Wohlklang der Sprache waren daher unentbehrlich. Die reine Form in Gesang, Tanz und Versification gab unabhängig von der Bedeutung des Kunstwerkes einen besondern Genuß, und die glänzende Beleuchtung, in der jedes Objekt erschien, hatte an sich selbst etwas Begeisterndes. Dieß alles aber kommt nicht in Betrachtung, so bald man keinen andern Zweck der Kunst anerkennt, als treue Nachahmung der Natur. Jeder Schmuck gilt alsdann für zweckwidrig, der die Illusion nicht befördert.

Der Instinkt sträubte sich indessen gegen diese Theorie, und jedes gebildetere Publikum fand auch im Lustspiele den prosaischen Dialog langweilig, so bald er sich nicht über die gemeine Wirklichkeit erhob. Daher das Bestreben, ihm durch Witz und Satire

eine gewisse Würze zu geben, die mit der Darstellung des Charakters oder der Situation sich nicht immer verträgt. Anstatt dieses Putzes, der oft in Ueberladung ausartet, wäre auch für das deutsche Lustspiel der versificirte Dialog sehr zu empfehlen, so wie er im Trauerspiel nunmehr fast allgemein zum Gesetz geworden ist. Für den lächerlichen Stoff würden vielleicht Alexandriner am passendsten seyn, für das Zarte und Rührende die Jamben, und für die gemischte Gattung die Versart des Wallensteinischen Lagers von Schiller.

Es mußte zuletzt einleuchten, wie sehr die Kunst durch beschränkende Gesetze der Theorien verarmte, der Despotismus reizte zur Empörung, und die völlige Gesetzlosigkeit wurde als neue Theorie aufgestellt. Nicht bloß von fremdem Dienste sollte die Poesie befreit werden, sondern auch auf

ihrem eigenen Gebiete für die Willkühr des Dichters keine Gränze mehr übrig bleiben. Schonung gegen irgend ein achtungswürdiges Gefühl in der Wahl oder Behandlung des Stoffs galt für Schwäche und veraltetes Vorurtheil. Selbst die Bedingungen der Darstellung wurden für drückend angesehen. Das Darstellen überhaupt schien ein zu kleinliches Geschäft. Der Dichter, meinte man, müsse in einer höhern Region über seinem Stoffe emporschweben, und zeige sich nie größer, als wenn er sein eignes Werk im nächsten Momente wieder zerstöre.

Aber es giebt Gesetze der Kunst und der Menschheit, die sich nicht ungestraft übertreten lassen. Durch unzusammenhängende Bestrebungen auch der größten Kraft entsteht kein Werk für das Reich der Schönheit. Daß wir aus bloßen Andeutungen und fragmentarischen Skizzen ahnden, was der

Künstler vermocht haben würde, wenn er gewollt hätte, ist eine ärmliche Befriedigung seiner Eitelkeit. Nur wenn der Geist, der ihn beseelte, vollständig erscheint, und man über einem Werke voll innern selbstständigen Lebens den Meister vergißt, bereichert er die ästhetische Welt. Und was erfodert wird, um ein solches Leben mit Liebe zu pflegen, darf der Dichter eben so wenig, als irgend ein andrer Künstler vernachlässigen. Das Lustspiel erlaubt allerdings hierin gewisse Freiheiten, und wenn Aristophanes in einzelnen Aufwallungen einer übermüthigen Laune die dramatische Form aufopferte, und seine Persönlichkeit aus der Coulisse hervortreten ließ, so bestach er durch einen witzigen Einfall, und man erfreute sich an diesen augenblicklichen Spielen mit dem Spiele. Aber ihm selbst fiel es wol nie ein, in solche Licenzen sein

höchstes Verdienst zu setzen, und sich dage-gen dessen zu schämen, worauf er gewiß nicht weniger als andre die größte Sorgfalt verwendete.

Mit Recht behauptet die Kunst ihre Unabhängigkeit von jedem fremden Einfluß, und gehorcht bloß ihren eignen Gesetzen; aber der Künstler gehört zugleich als Bürger und Mensch zur wirklichen Welt, in der er sich nicht isoliren kann. Es soll ihm kein wohlthätiger Zweck aufgedrungen wer-den, aber seine Kraft soll nur nicht feind-selig wirken, und irgend etwas zerstören, das erhalten und geehrt zu werden verdient. Im Zustande der Freiheit und Stärke zeigt sich die unverdorbene menschliche Natur edel und mild.

Dem Vandalismus in der Kunst wird oft zu viel Ehre angethan, wenn man ihn für einen Mißbrauch der Energie ansieht.

Er ist grossentheils nur ein Behelf der Ohnmacht und Leerheit. Mit dem kleinsten Aufwand von Witz wird das Ehrwürdige lächerlich, wenn man es mit dem Verächtlichen zusammenstellt, und auf diesem armseligen Kunstgriff beruht das ganze Verdienst der Parodie. Zweideutigkeiten sind oft nicht schwerer zu erfinden, als Wortspiele; wenn sie eine günstigere Aufnahme finden, so geschieht es durch das Anziehende des Stoffs für eine unreine Phantasie. Und wie viel Frechheiten entstehen aus dem Triebe mit Starkgeisterei zu prahlen, oder aus dem Bedürfnisse eine heimliche Furcht zu übertäuben?

Die Zügellosigkeit des griechischen Theaters würde uns nicht zur Nachahmung berechtigen, aber auch selbst bei dieser Thatsache dürfen einige Umstände nicht übersehen werden. In dem fröhlichen Rausche eines

Bacchusfestes war die herrschende Stimmung derjenigen ähnlich, in der ein römisches Heer seinen triumphirenden Feldherrn begleitete; das Volk schwelgte im Genusse seines Nationalglücks, und feierte seinen eignen Triumph. Daher die muthwilligen, aber in der frühesten Periode gutmüthigen Neckereien gegen jedes ausgezeichnete Verdienst. Mit stolzer Begeisterung stellte sich jeder Bürger des Staats dem größten Manne der Nation dreist gegenüber, und alle Ueberlegenheit verschwand. Daß in der Folge dieser leichte Spott durch Partheygeist, Neid und Schadenfreude ausartete, war nicht zu verwundern.

Für den rohen Krieger des mittlern Zeitalters diente der Ritterorden zur Schule der Sitte. Ungeschwächte aber gehaltne Kraft lernte das Heilige verehren und der Schönheit huldigen. Mochte ein ähnlicher Ordens-

geist auch auf dem deutschen Parnasse uns vor der Verwilderung schützen, und möchten edle Frauen, die, wie der Dichter sagt,

„am besten wissen, was sich ziemt,“

auch hier das Geschäft haben, den Preis auszutheilen!

Briefe aus Sachsen

an

einen Freund in Warschau.

Leipzig

bei Georg Joachim Göschen. 1808.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Briefe aus Sachsen

an einen Freund in Warschau.

Erſter Brief.

An Ihrer jetzigen Stimmung erkenne ich den ächten Freund ſeines Vaterlandes. Die Gröſſe des gegenwärtigen Moments fodert Muth und Vertrauen; weder durch traurige Erinnerungen, noch durch ängſtliche Sorgen darf irgend eine wohlthätige Kraft gelähmt werden. Leichter iſt es indeſſen, von der Vergangenheit den Blick abzuwenden, als mit Beſonnenheit und Ruhe der Zukunft entgegenzuſehen. Aber wohl Ihnen, daß Sie eben ſo wenig

durch schwärmerische Hoffnungen getäuscht werden, als einem Argwohn sich überlassen, der oft, was er fürchtet, beschleunigt.

Um den Staat, wie den einzelnen Menschen, vor irgend einer Gefahr zu sichern, giebt es kein besseres Mittel, als daß man seine Gesundheit und Lebenskraft zu erhöhen sucht. Vereinigen sich hierzu günstige Umstände, so wäre es unverantwortlich, sie nicht vollkommen zu benutzen.

Sie lassen unserm Könige Gerechtigkeit widerfahren, und was Sie über ihn äußern, wird durch die Erfahrung einer beinahe vierzigjährigen Regierung bestätigt. Die neue Constitution ist für einen solchen Regenten kein Hinderniß. Sie kann ihm vielmehr die Abstellung eines Mißbrauchs, oder die Ausführung eines gemeinnützigen Plans erleichtern, wenn die

Stellvertreter des Volks die Würde ihrer Bestimmung nicht verkennen.

Von einer gewissen Weltklugheit hätte ich hier ein mitleidiges Lächeln zu erwarten. Aber Sie gehören nicht zu denen, die keine andern Triebfedern der menschlichen Handlungen kennen, als Eigennutz und unedle Leidenschaften. Für ein unverdorbenes Gefühl hat es nie an Erfahrungen des Gegentheils gefehlt, die durch keine Sophisterei der Herzlosigkeit oder des Mißmuths entstellt werden konnte.

Züge von Hochherzigkeit, Patriotismus und Selbstaufopferung sind in der polnischen Geschichte nicht selten. Und, was durch eine Reihe von harten Schicksalen nicht unterdrückt werden konnte, sollte nicht mit doppelter Kraft zu einer Zeit wieder aufleben, da für den Staatsmann und

Bürger sich ein so vielumfassender und begeisternder Wirkungskreis eröffnet?

Was über den künftigen Zustand einer Volksmenge von mehr als zwei Millionen in einem Lande, das eine weit größere Anzahl Einwohner fassen kann, beschlossen wird, kann selbst der Fremde nicht ohne Theilnehmung betrachten. Und der Sachse gehört nicht zu den Fremden. Von seinen neuen Verhältnissen zu Ihrem Vaterlande hofft er manche Vortheile, und es ist ihm nicht zu verdenken, wenn er sie auf eine unschädliche Art zu benutzen sucht; aber das wahre Interesse beider Länder ist leicht zu vereinigen und Sachsen gewinnt vielmehr bei dem Wohlstande einer Nation, mit der es durch ehrenvolle Bande verknüpft ist. Eine thätige Mitwirkung zu diesem Wohlstande ist uns Sachsen nicht erlaubt, aber unsere Erwartung ist auf alles gespannt,

was von den Eingebornen geſchehen wird, und mehrere unter uns hegen gewiß dafür in der Stille manchen redlichen Wunſch.

Zweiter Brief.

Ihre Aufforderung iſt mir willkommen. Das Schickſal Ihres Vaterlandes beſchäftigt mich lebhaft, und ich kann mir nicht verſagen, mich in den Fall zu verſetzen, daß ich ſelbſt bei den bevorſtehenden Verhandlungen meine Stimme zu geben hätte. Daß mir das Eigenthümliche des Landes und ſeine Bewohner nicht hinlänglich bekannt iſt, würde mich ſchüchtern machen, wenn ich zur Ausführung eines Vorſchlags gebraucht werden ſollte. Aber eben dadurch, daß die Aufmerkſamkeit durch das Einzelne nicht zu ſehr zerſtreut wird, kön-

nen gewisse Ansichten des Ganzen erleichtert werden, die wenigstens Prüfung verdienen. Und je weniger die Strenge einer solchen Prüfung durch meine persönlichen Verhältnisse gemildert wird, desto dreister kann ich meine Ideen aufstellen.

Sie erwarten von mir keine Plane, um eine Nation, für die nur erst ein neuer Morgen beginnt, plötzlich auf den höchsten Gipfel von Ausbildung, Macht und Reichthum zu erheben, den sie jemals erreichen kann. Was in kurzer Zeit durch Treibhauskünste bewirkt werden könnte, um durch eine glänzende Außenseite zu täuschen, würde Ihnen nicht genügen. Soll ein Volk aus seinem Innern jeden Keim eines kräftigern und schönern Lebens entwickeln, so darf der langsame aber sichere Gang der Natur durch übereilte Geschäftigkeit nicht gestört werden.

Ehe jedoch die eigne Thätigkeit der Nation ſich äußern kann, muß die Befriedigung gewiſſer Bedürfniſſe vorhergehen. Aber es entſteht hier die Frage, ob es allein der Staat iſt, der für dieſe Bedürfniſſe zu ſorgen hat.

Auf eine gemeinnützige Unternehmung, wozu es nur einer geſellſchaftlichen Vereinigung bedarf, ſollten die Kräfte des Staats nie verwendet werden. Geſetzt auch, daß der Zweck dadurch beſſer erreicht würde, ſo dürfte man doch nicht überſehen, daß der Gemeingeiſt eines Volks erſchlafft, wenn es ſich gewöhnt, alles aus einer höhern Hand müßig zu empfangen, und nichts ſich ſelbſt zu verdanken. Und es giebt Fälle, da durch ein Zuſammentreffen von Umſtänden die Hülfsquellen des Staats kaum für diejenigen Bedürfniſſe ausreichen, deren Befriedigung er ſchlechterdings ſelbſt übernehmen

men muß. Zu einer Zeit, da in Ihrem Vaterlande allein für die Armee und für die unentbehrlichſten Auslagen zu Benutzung der Domainen ſo beträchtliche Summen erfodert werden, hat man nicht bloß auf Vermehrung der Einnahme zu denken, ſondern auch diejenigen Mittel nicht zu vernachläſſigen, wodurch dem Staate bei andern dringenden Ausgaben eine Erleichterung verſchafft werden könnte.

Ueber die Rangordnung unter den Bedürfniſſen der Nation werde ich mit Ihnen keinen Streit haben. Wir ſind darüber einverſtanden, daß alle gemeinnützigen Anſtalten ſich gegenſeitig unterſtützen, daß jede Veredlung der Nation ihren Wohlſtand erhöht, daß aber auch unter dem Druck der Noth und der Sorge die ſchönern Blüthen der Menſchheit nicht gedeihen.

Die Klaſſe der Grundbeſitzer auf dem Lande ſoll uns zuerſt beſchäftigen. Von ihnen erwartet der Staat ſeine Vertheidigung, ihre Thätigkeit kann die ſicherſten Quellen des Nationalreichthums eröffnen, ſie bedürfen unter jetzigen Umſtänden der dringendſten Hülfe, und von der Verbeſſerung ihres Zuſtandes ſind bei ihnen ſelbſt und bei allen übrigen Klaſſen die edelſten Früchte zu hoffen. Wer kann ohne Theilnehmung an das Schickſal ſo vieler Tauſende denken, die jetzt auf einmal aus der niedrigſten Stufe der Menſchheit emporgehoben werden, und deren gegründete Anſprüche auf Beförderung ihrer Induſtrie, auf häusliches Glück, und auf geiſtige und ſittliche Ausbildung man geltend zu machen ſucht? Aber wer ſollte nicht auch wünſchen, daß eine ſo wohlthätige Abſicht ohne gewaltſame Erſchütterung und

mit möglichſter Schonung gegen eine Klaſſe von Staatsbürgern ausgeführt werden konnte, die ſeit Jahrhunderten für den Kern der Nation anerkannt worden iſt?

Die neue Conſtitution enthält die Aufhebung der perſönlichen Sklaverei, aber ſie beſtimmt nichts über die Rechte des Eigenthums. Vorausgeſetzt alſo, daß in dieſe Rechte kein Eingriff geſchehen ſoll, ſteht nunmehr der Gutsherr mit ſeinen ehemaligen Leibeignen in dem Verhältniſſe, daß zwiſchen beiden ein Einverſtändniß über Dienſte und Lohn erfoderlich iſt. Aber das Intereſſe des Staats und der Menſchheit verlangt einen weitern Fortſchritt. Der Bauer ſoll in der Folge dahin gelangen, daß er ſein eignes Feld beſtellt, und ſich der Erndte von ſeiner Ausſaat erfreut. Mein Wunſch wäre jedoch, daß der geweſene Sklav nicht plötzlich, ſondern durch

einen allmählichen Uebergang in einen freien Eigenthümer verwandelt würde.

Zu einem solchen Uebergange könnte der Erbpacht wohl gebraucht werden. Er ist ein bekanntes Mittel, um bei großen Ländereien, deren Bewirthschaftung nicht leicht übersehen werden kann, den Ertrag eines Grundstücks zu erhöhen. Der Gutsherr gewönne dadurch an Einkünften und der Staat an vermehrter Production. Der Erbpächter selbst hätte nunmehr ein Eigenthum in seiner Erndte, und die Früchte seiner Arbeit wären ihm und seinen Nachkommen gesichert.

Daß unter den jetzigen Umständen beträchtliche Auslagen nöthig seyn würden, um einzelne Grundstücke mit Erfolg in Erbpacht zu geben, ist außer Zweifel; aber es scheint nicht unmöglich, auch für diese Aus-

lagen Hülfsquellen aufzufinden. Einem Gutsherrn, der eine ausreichende Realsicherheit anbieten kann, wird es nicht leicht an Kredit fehlen. Es käme also zuvörderst darauf an, daß der Staat in Ansehung der Hypotheken solche Einrichtungen träfe, wodurch das Aufnehmen der Kapitalien erleichtert, und der Gläubiger hinlänglich gedeckt würde. Beide Zwecke ließen sich vielleicht noch in einem höhern Grade erreichen, wenn die Landschaft eines oder mehrerer Departements sich zu einem Kreditsystem, wie in Schlesien, vereinigte. Geld zum Ausleihen würde selbst im Lande vorhanden seyn, und wenigstens bey den benachbarten Handelsstädten nicht vergebens gesucht werden. Gesetzt, daß ein drückender Zinsfuß in den ersten Jahren zu besorgen wäre, so könnte doch der Staat auch diesem Uebel nach einiger Zeit durch Gegen-

mittel abhelfen, die ich mir in der Folge zu erwähnen vorbehalte.

Angenommen aber, daß es dem Gutsherrn möglich gemacht worden wäre, einen Theil seiner Besitzungen durch Erbpächte zu benutzen, so würde ich nicht anrathen, ihn durch Befehle darzu zu nöthigen. In einer Nation, wie die Ihrige, muß es Männer geben, die sich aus edlen Triebfedern entschließen, mit ihrem Beispiele in einem solchen Falle voranzugehen, selbst wenn der Erfolg noch zweifelhaft wäre. Andere würden bald durch die Einsicht ihres eignen Vortheils zur Nachahmung aufgefordert werden. Aufmunterungen und Belohnungen von Seiten des Staats könnten vielleicht bloß zu der Absicht gebraucht werden, daß die Erbpachtsverträge auf die wünschenswertheste Art eingerichtet würden.

Besondere Umstände der Zeit oder des Lokals können den Gutsherrn nöthigen von dem Erbpachter sich gewisse Frohnen oder Befugnisse auszubedingen; aber für die Kultur des Landes wäre es ohne Zweifel am vortheilhaftesten, wenn die Obliegenheit des Erbpachters bloß in der Lieferung einer gewissen Quantität von Naturalien bestände. Bei einer zunehmenden Bevölkerung würde die Schwierigkeit Dienstgesinde und Lohnarbeiter zu bekommen sich vermindern, und in den meisten Fällen würden alsdann die Frohnen entbehrlich werden. Auch die Aufhebung mancher für nothwendig gehaltenen Servituten läßt sich hoffen, wenn die Behauptung achtungswerther Oekonomen, daß die bessere Landwirthschaft ohne diese Hülfsmittel bestehen könne, durch die Erfahrung sich immer bestätigt. Sollte dieß bei der Schaafzucht im Großen weniger zu

erwarten seyn, so wäre noch die Frage, ob nicht die Pferde- oder Rindvieh-Zucht ausser den Gegenden, die ganz vorzüglich für Schäfereien geeignet sind, sowohl dem Gutsherrn als dem Staate grössere Vortheile verschaffe.

Der Uebergang vom Erbpacht zum Eigenthum würde nun in einiger Zeit von selbst erfolgen, wenn der Erbpachter durch seine Industrie soviel gewönne, um selbst ein Grundstück erkaufen zu können. Der Staat hätte Ursache genug, diese Käufe zu begünstigen, und der Gutsherr würde in den meisten Fällen zum Verkauf bereitwillig seyn, um von dem erlangten Gelde entweder aufgenommene Kapitalien zurück zu zahlen, oder zu Verbesserung seiner Oekonomie eine nützliche Auslage zu bestreiten. Sollten gewisse Dienste oder Befugnisse noch unentbehrlich seyn, so könnten diese auch

bei dem Verkauf ausbedungen werden. Indessen würde der Gutsherr vielleicht mancher Frohnen nicht mehr bedürfen, wenn er für Häusler, die diese Dienste zu verrichten hätten, kleine Wirthschaften anlegte, und hierzu einen Theil des Kaufpreises verwendete.

Daß es aber dem Erbpachter möglich werde, von seinem jährlichen Gewinn nach und nach eine bedeutende Summe zurückzulegen, setzt gewisse Anstalten voraus, worüber mein nächster Brief das Weitere enthalten soll.

Dritter Brief.

Der einzelne Gutsherr erkennt leicht die Nothwendigkeit, für die bessere Kultur seiner Besitzungen seine eignen Kräfte aufzu-

bieten, aber für die Bedürfnisse einer ganzen Provinz wird gewöhnlich die Hülfe des Staats erwartet. Gleichwohl sind diese Bedürfnisse zum Theil so dringend, und stehen mit dem Vortheile des Einzelnen in so unmittelbarem Zusammenhange, daß man die Möglichkeit kaum bezweifeln sollte, für solche Zwecke unter allen Grundeigenthümern eines Departements eine gesellschaftliche Vereinigung zu bewirken.

Drei Objekte scheinen mir besonders in diese Klasse zu gehören: Aufsuchung nutzbarer Materialien, Straßenbau und Navigationsanstalten. Daß die natürliche Beschaffenheit des ganzen Departements durch einen Sachverständigen erforscht wird, und kein Ort unbekannt bleibt, wo Thon, Bruchsteine, Kalk, Gyps, Mergel, Torf, Steinkohlen und dergleichen zu finden, oder auch nur wahrscheinlicher Weise zu vermuthen

sind, erfordert einen so mäßigen Aufwand, und ist von so einleuchtendem Nutzen, daß eine Subscription, die irgend ein angesehener Mann in dieser Absicht eröffnete, wohl ohne Schwierigkeit zu Stande kommen würde. Ueber das Bedürfniß der Straßenbesserung und über die Vortheile der Kanäle und schiffbaren Flüsse ist zwar ebenfalls kein Zweifel, aber der Privatmann erschrickt gewöhnlich vor den Kosten solcher Unternehmungen, und vor ihren theils wirklichen, theils scheinbaren Hindernissen.

In Ihrem Vaterlande treffen jedoch Umstände zusammen, die den Straßenbau und die Navigationsanstalten nicht nur doppelt nothwendig machen, sondern auch erleichtern. Die Landwirthschaft bedarf einer größern Konkurrenz von Käufern, als sie von der jetzigen Bevölkerung der nächsten

Städte erwarten kann. Was der Staat mit den gröſten Aufopferungen für die Aufnahme der Städte zu leiſten vermöchte, würde nur langſam auf die Vermehrung der Volksmenge wirken. Und wenn Fabriken und Handel auf inländiſchen Abſatz rechnen, ſo beruht ihr Flor auf dem Wohlſtande des Landmanns. Beſtehen ſie aber nur durch ausländiſchen Vertrieb, ſo iſt auch in dieſer Rückſicht jede Erleichterung des Tranſports von den wichtigſten Folgen.

Wirft man nun einen Blick auf die Landkarte, ſo fallen die Vortheile in die Augen, die der Gebrauch der zahlreichen gröſſern und kleinern Flüſſe zur Schiffahrt, und ihre Verbindung durch Kanäle gewähren würde. Aus der Weichſel giebt es ſchon jetzt eine Waſſerſtraße durch den Bromberger Kanal, die Netze und die Warthe in die Oder, und aus der Oder

durch die Preußischen Kanäle in die Elbe. Eine zweite Verbindung zwischen der Oder und der Elbe würde vielleicht durch die Spree und die schwarze Elster in der Lausitz zu bewirken seyn. Für alle diejenigen also, die auf kleinern Flüssen oder Kanälen bis in die Weichsel, Warthe oder Netze gelangen können, wird die Verschiffung ihrer Produkte bis in die Ost- und Nord-See, und in alle darzwischen liegenden Länder möglich.

Die Kosten der Navigationsanstalten müssen sich in einem Lande vermindern, das nicht bergicht ist, und wo an den kleineren Flüssen wegen der geringern Bevölkerung weniger Wassermühlen vorhanden sind. Ein Theil der Fuhren, Handarbeiten und Materialien kann von den benachbarten Grundbesitzern unentgeldlich erlangt werden, wenn ihnen dafür eine gewisse Befreyung von den

Navigationsabgaben zugesichert wird. Und vorausgesetzt, daß weder der Staat in Ansehung der Domainen, noch die Geistlichkeit wegen ihrer Besitzungen sich von den Kostenbeiträgen ausschlösse, könnten diese Beiträge nicht zu einer grosen Beschwerde gereichen, besonders wenn der Bau auf mehrere Jahre vertheilt würde.

Der Kostenantheil wäre nach dem gegenwärtigen Ertrage der Grundstücke zu bestimmen, den die Deputirten der Landschaft mit Zuziehung des Grundbesitzers zu erörtern hätten. In streitigen Fällen würde von der höchsten Polizeibehörde entschieden. Bei kleineren Städten, die von den Kanälen oder schiffbar zu machenden Flüssen nicht berührt werden, hätte man auf den Umstand Rücksicht zu nehmen, daß ihnen durch die Verschiffung der Produkte ein Theil der Zufuhre entzogen wird, und die Naviga-

tionsanstalt ihnen erst später durch die vermehrte Consumtion der umliegenden Gegend zum Vortheil gereicht, mithin sie auf einige Erleichterung in Ansehung des Kostenbeitrags Anspruch machen können.

Durch eine Oberaufsicht des Staats über die Wasserstraßen würde für die Zweckmäßigkeit der Baue mehr Sicherheit erlangt, der Zusammenhang unter den verschiednen Departements befördert, und ein zu hoher Ansatz der Navigationsabgaben verhütet. Die Anschläge wären daher zur Genehmigung bei der Behörde einzureichen, und die vollendeten Baue zu besichtigen, ehe die Erhebung der Abgaben gestattet würde.

Die Navigationsabgaben dürften nur auf Bestreitung der Unterhaltungskosten berechnet werden. Durch die Vermehrung der Schiffahrt würde sich in der Folge ohne Beschwerde für den Producenten ein Ueber-

ſchuß ergeben, die zu andern Bedürfniſſen des Departements verwendet werden könnte. Von ſolchen Bedürfniſſen wird künftig bei Erwähnung einiger Landespolizei-Anſtalten die Rede ſeyn.

Was mir für die Schiffbarmachung der Flüſſe und Anlegung der Kanäle thunlich ſcheint, würde ich auch für den Bau der Landſtraßen vorſchlagen. Und wenn durch Vermehrung des Tranſports zu Waſſer die ſchweren Frachtwagen auf den Landſtraßen ſeltner werden, ſo macht dieß manche Erſparniß, ſowohl bei der erſten Anlegung, als bei der Unterhaltung der Straßen möglich.

Denken Sie ſich nun das Land von ſchiffbaren Flüſſen und Kanälen durchſchnitten, alle Straßen gut unterhalten, die Freiheit des Handels im Staate ſelbſt unbeſchränkt, für jedes Produkt Gelegenheit zum

Absatz in die entferntesten Gegenden, und Aufmunterung für jede Art von landwirthschaftlicher Industrie. Daß die zu häufige Ausfuhr des Getreides für das inländische Bedürfniß nachtheilig werden sollte, ist unter den jetzigen Umständen nicht zu besorgen. Und sollte in der Folge bei zunehmender Bevölkerung der Städte diese Besorgniß eintreten, so würde es leicht seyn, durch Landmagazine sich vor Theurung und Mangel zu sichern. Eher ist der Einfluß jeder Störung des Seehandels auf den Absatz des Getreides zu fürchten. Aber auch alsdann würden dem Landwirth zum Vertrieb von Holz, Tobak, Flachs, Wolle, Farbenmaterialien und andern Produkten noch Wege genug offen bleiben.

Ein großer Theil der Städte muß ebenfalls durch die Navigationsanstalten gewinnen, und zwar ohne Nachtheil der Land-

wirthſchaft. Die kleinſte Stadt an einem ſchiffbaren Fluſſe oder Kanale wird leicht zum Mittelpunkt des Handels für die umliegende Gegend. Und aus dem wohlhabenden Korn- oder Holzhändler kann in der Folge ein Verleger für nützliche Manufakturen werden.

Vierter Brief.

Die Sorge für den Unterricht und die ſittliche Veredlung eines Volks ſcheint aus der Urſache dem Staate allein obzuliegen, weil für ſolche Zwecke nicht ſo leicht, als für ſinnliche Vortheile, eine geſellſchaftliche Vereinigung zu erwarten iſt. Indeſſen giebt es in Ihrem Vaterlande ſchon jetzt eine Geſellſchaft, bei der man die Kräfte und den

guten Willen voraussetzen darf, wenigstens einen Theil dieser Sorge zu übernehmen.

Eine Gelegenheit, ächte Religiosität zu verbreiten, und zugleich sich ein wichtiges Verdienst um den Staat zu erwerben, muß dem geistlichen Stande willkommen seyn. Daß sein Ansehen erhöht und fester begründet werde, ist unter den jetzigen Umständen für ihn selbst und für das Zeitalter ein Bedürfniß. Die ehemalige blinde Unterwürfigkeit der übrigen Stände hat sich gröstentheils in das entgegengesetzte Extrem verwandelt, und, wo Egoismus und Frivolität herrschen, ist überhaupt der Sinn für das Ehrwürdige verschwunden. Dieser innern Verwilderung entgegen zu arbeiten sollte kein Mittel unversucht bleiben.

Für die Bildung, Leitung und Aufmunterung der Geistlichen und Schullehrer wird in Ihrem Vaterlande noch viel zu thun

übrig seyn, da manches, was für diese Zwecke in andern Ländern geschah, hier durch ungünstige Umstände gehindert wurde. Die Bestreitung der dazu nöthigen Kosten ist in der Regel eine Obliegenheit, theils des Staats, theils der einzelnen Gemeinen, und mein Wunsch wäre keinesweges, daß dieserhalb der Kirche eine neue Last aufgebürdet würde. Aber es würde mich freuen, wenn die begüterte Geistlichkeit aus eigner Bewegung sich zu einem Beitrage in den Fällen erböte, da eine Gemeine durch besondere Ereignisse auf einige Zeit zu Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten unvermögend geworden wäre. Geldaufwand ist jedoch bei dieser Angelegenheit nicht das wichtigste Erforderniß.

Man hat oft versucht Jünglinge zum Dienste der Kirchen und Schulen in Seminarien vorzubereiten, aber selten ist diese

Absicht durch größere Anstalten erreicht wor-
den. Ein zuverlässigeres und einfacheres
Mittel wäre vielleicht, solche Jünglinge ein-
zelnen vorzüglichen Geistlichen und Schul-
lehrern zur Bildung anzuvertrauen. Alles
kommt darauf an, hierzu die rechten Män-
ner zu wählen, und in dieser Auswahl
könnte sehr viel von der höhern Geistlichkeit
geleistet werden. An Gelegenheit würde
es ihr nicht fehlen, innerhalb ihres Wir-
kungskreises jedes stille Verdienst aufzu-
suchen.

Die Verwaltung der geistlichen Aemter
steht überall unter der Aufsicht eines Vor-
gesetzten, und es ist einleuchtend, was un-
ermüdeter Eifer für Sittlichkeit und Reli-
gion verbunden, mit hellen Begriffen und
liberalen Grundsätzen durch die Art dieser
Aufsicht vermag. Wie viel wird gewonnen,
wenn bei jedem Mitgliede des geistlichen

Standes nicht nur Vergehungen geahndet, sondern auch edle Anstrengungen geehrt, glückliche Anlagen entwickelt und vorzügliche Kräfte in eine angemessenere Sphäre versetzt würden!

Was wir von der höhern Geistlichkeit zu erwarten haben, darf nicht aus einseitigen Erfahrungen gefolgert werden. Zur Zeit einer bequemen Herrschaft konnte leicht mancher edlere Trieb erschlaffen, aber jetzt wird der Diener der Kirche zum Kampf aufgefordert, und dieser Kampf ist begeisternd. Wer sich berufen fühlt, die Heiligthümer der Menschheit gegen die Denkart des Zeitalters zu schützen, hat nicht überall an der Möglichkeit eines Siegs zu verzweifeln. Er thut wohl alles aufzubieten, um unter der Klasse, auf die er zu wirken bestimmt ist, keinem an geistiger Ausbildung nachzustehen; aber eine höhere Gewalt, der

die menschliche Natur auch oft in ihrem tiefsten Verfalle nicht widersteht, erhält er durch die Würde eines vollendeten Priesters. Vereinigt er das Streben nach einem erhabenen Ziele mit wohlwollender Theilnehmung an fremden Glück oder Elend, steht Glaube und Hoffnung bei ihm unerschüttert mitten unter dem Gewühl einer tobenden oder spottenden Menge, strahlt immer Friede aus der ruhigen Heiterkeit seines Blicks, so umgiebt ihn ein milder Glanz, und als ein Symbol des Ueberirdischen, als eine Erscheinung aus einer bessern Welt, erweckt er zugleich ein beschämendes und ein seelenerhebendes Gefühl.

Fünfter Brief.

Es fällt Ihnen auf, daß mir so sehr daran gelegen ist, der Regierung einige Sorgen zu erleichtern. Sie fordern vor allen Dingen kräftige Mittel zu Wiederherstellung eines kranken Staats, damit er nachher im Zustande der völligen Gesundheit keine Schonung bedürfe. Wir sind indessen nicht so weit auseinander, als es vielleicht scheint. In Ihrem Vaterlande ist nach vieljährigen Erschütterungen ein gewisser Zeitraum nöthig, um die Kräfte des Staats wieder zu sammeln. Binnen dieser Zeit wünschte ich, daß die Regierung einiger dringenden Geschäfte überhoben würde. Von dem aber, was sie nachher zu leisten vermag, wäre ich eben so

wenig, als Sie, geneigt, ihr irgend etwas zu erlassen, nur würde ich glauben, daß sie mit gröſserem Nachdruck wirken könnte, wenn ihre Thätigkeit sich nicht auf zu vielerlei Gegenstände zerstreute. Lassen Sie mich nunmehr zu dem Punkte übergehen, auf dem Sie mich erwarten.

Der Ertrag der Abgaben, Domainen und Regalien kann bei den jetzigen Umständen nicht einmal hinreichend seyn, die von Jahr zu Jahr erfoderlichen Ausgaben zu bestreiten. Gleichwohl sind noch auſserdem bedeutende Summen zu unentbehrlichen Auflagen herbeizuschaffen. Bei einer Staatsanleihe würde man jetzt sich auf harte Bedingungen gefaſst machen müssen, und dieſs hätte zugleich den Nachtheil, daß die Kapitale dem erwerbenden Privatmanne entzogen würden. Neue drückende Abgaben einer erschöpften Nation aufzulegen, möchte

ich eben ſo wenig anrathen. Es bleibt alſo, däucht mich, in dieſer Verlegenheit kein Hülfsmittel übrig, als ein Papiergeld, und die Frage iſt nur, wie dabei am ſicherſten und unſchädlichſten zu verfahren ſey. Der Plan, den ich Ihnen darüber vorzulegen habe, iſt folgender.

Vorausgeſetzt, daß ſechs Millionen Thaler zu den jetzigen Bedürfniſſen des Staats hinreichen, errichtet der König und die Nation mit Zuziehung einiger angeſehenen Kaufleute eine Bank in Warſchau, von der die Regierung dieſe Summe in Banknoten erhält. Der Fonds der Bank beſteht erſtlich aus der Summe von ſechs Millionen Thalern in Staatsobligationen zu vier Procent, die in der Bank deponirt werden, indem die Nation auf ſo hoch eine Staatsanleihe garantirt. Es wird jedoch nur die Hälfte der Zinſen von dieſer Anlei-

he, mithin die Summe von 120,000 Thlr. durch Abgaben aufgebracht, und von der Bank erhoben. Zweitens erborgt die Bank 600,000 Thlr. an baarem Gelde auf Actien zu fünf Procent. Sollte für diese Zinsen das Geld nicht zu erlangen seyn, so könnte noch eine Summe zu Prämien, die durchs Loos gezogen würden, ausgesetzt werden. Drittens erbietet sich die Bank müßig liegende Kapitale, jedoch nicht unter funfzig Thlr. zu drei Procent Zinsen anzunehmen, und auf Verlangen jedesmal sogleich, jedoch in Banknoten, wieder zu bezahlen.

Durch diese Mittel soll die Bank in den Stand gesetzt werden, jede präsentirte Banknote ohne Abzug auszuwechseln, die Interessen und Prämien des Actien-Kapitals aufzubringen, die Administrationskosten zu bestreiten und noch einen jährlichen Ueberschuß zur Disposition zu ha-

ben. Dieſe Abſichten zu erreichen wird der Zudrang zur Auswechſelungskaſſe der Banknoten dadurch vermindert, daß der Staat alle Abgaben und Pachtgelder der Domainen zur Hälfte in Banknoten annimmt. Auch iſt jeder Kaſſenverwalter in den Provinzen autoriſirt, ſo viele Banknoten auszuwechſeln, als die Ueberſchußgelder betragen, welche an die Hauptkaſſe einzuſenden ſind.

Denken wir uns nun eine ſolche Bank als errichtet, ſo läßt ſich mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit angeben, welchen Gang ihre Geſchäfte nehmen würden. Die Intereſſen des Actienkapitals betragen jährlich 30,000 Thlr. und die Adminiſtrationskoſten können ohngefähr zu 10,000 Thlr. angeſchlagen werden. Es bleibt demnach im erſten Jahre für die Auswechſelungskaſſe der Bank eine Summe von 620,000 Thalern

übrig, wenn bloß auf das Actienkapital und die Zinsen der Staatsanleihe gerechnet wird. Was die Bank an baaren Geldern zu drei Procent bekommt, wird im Anfange nicht sehr bedeutend seyn, und ist daher nicht in Ansatz zu bringen.

Ist die Summe von 680,000 Thalern für den Zudrang zur Auswechselungskasse nicht hinreichend, so wird Geld auf die deponirten Staatsobligationen, die nebst ihren Coupons von der Bank verpfändet werden, erborgt. Dieß wird nach und nach so lange fortgesetzt, bis der Zudrang zur Auswechselungskasse durch den vermehrten Kredit der Banknoten sich vermindert, und zugleich ein baarer Kassenbestand von wenigstens 100,000 Thalern vorhanden ist. Drei Millionen Thaler in Staatsobligationen, nebst Zinscoupons zu vier Procent, wären ein hinreichendes Pfand für eine Anleihe

der Bank von 2,400,000 Thalern zu fünf Procent. Es ſind alſo im erſten Jahre Mittel vorhanden, um eine Summe von 3,080,000 Thalern, mithin über die Hälfte der ganzen Summe der Banknoten, an baarem Gelde herbeizuſchaffen. Daß eine ſolche Summe für das Bedürfniß der Auswechſelungskaſſe nicht hinreichend ſeyn ſollte, iſt wider alle Wahrſcheinlichkeit. Sechs Millionen Thaler in Banknoten ſind für eine Volksmenge von mehr als zwei Millionen keine ſo unverhältnißmäßige Quantität, daß nicht der gröſte Theil davon im Lande cirkuliren ſollte, ohne zur Auswechſelung präſentirt zu werden. Auch giebt es in den Provinzen Gelegenheiten zur Auswechſelung bei den Kaſſenverwaltern des Staats. Für den ſchlimmſten Fall hat die Bank noch einen Vorrath von drei Millionen Thalern in Staatsobligationen. Sollte noch ein

Theil davon verpfändet werden müssen, so wären zwar neue Zinscoupons zu.kreiren, aber es bedürfte deßhalb keiner mehrern von der Nation zu erhebenden Abgaben. Die Bank selbst nehmlich könnte die Zahlung dieser Zinsen bestreiten. Ein vorsichtiger Gebrauch der eingewechselten Banknoten ist das Hülfsmittel, wodurch nicht nur die Uebernehmung dieser Verbindlichkeit möglich gemacht, sondern auch überhaupt die Bank selbst in dem unwahrscheinlichen schlimmsten Falle vor jeder Besorgniß gesichert wird.

Lassen Sie uns annehmen, es werde für das Bedürfniß der Auswechselungskasse im ersten Jahre außer dem vorräthigen baaren Gelde an 680,000 Thalern noch eine Anleihe von 3,200,000 Thalern gegen Verpfändung von Staatsobligationen erfodert. Zu Anfange des zweiten Jahres also ist die Auswechselungskasse erschöpft, und von den

anfänglich deponirten Staatsobligationen der Betrag von vier Millionen Thalern verpfändet. Die Bank entbehrt daher nicht allein die jährliche Einnahme von 120,000 Thalern an Zinsen von drei Millionen in Staatsobligationen, sondern sie hat auch noch: 40,000 Thlr. als Interessen für die vierte Million zu zahlen. Indessen besitzt sie eine Summe von 3,880,000 Thalern in eingewechselten Banknoten.

Alles wäre verloren, wenn die Bank sich verleiten ließe, diese ganze Summe von Banknoten auf einmal wieder in Cirkulation zu bringen. Hat im ersten Jahre der Gebrauch der Banknoten bei einem großen Theile der Nation Hindernisse gefunden, so läßt sich im zweiten Jahre noch keine bedeutende Aenderung der Umstände erwarten. Sollte aber der anfängliche Zudrang zur Auswechselungskasse fortdauern, so würden

bald ihre Hülfsquellen nicht mehr zureichen. Ganz andre Folgen müssen dagegen entstehen, wenn nur ein kleiner Theil der vorräthigen Banknoten in jedem Jahre ausgegeben wird.

Dieser Theil sei eine Summe von 300,000 Thalern, und werde gebraucht, um bei der Staatskasse baares Geld dafür einzuwechseln. Der Staat kann diese Hülfe der Bank nicht verweigern, da ihre Fortdauer für ihn äußerst wichtig ist, und da die Erfahrung des ersten Jahrs den Kredit der Banknoten begründet hat. Von diesen 300,000 Thalern werden

100,000 Thlr. an die Auswechselungskasse gegeben,

40,000 Thlr. zu den Zinsen der Staatsobligationen,

30,000 Thlr. zu den Zinsen der Actien

und

10,000 Thlr, zu den Administrationskosten

verwendet. Es bleiben also noch 120,000 Thlr. zu einem Tilgungsfonds für die Actien übrig. Auf diese Art wird fünf Jahre fortgefahren, und binnen dieser Zeit der Tilgungsfonds jährlich durch die ersparten Zinsen vermehrt. Mit dem fünften Jahre sind alle Actien bezahlt, und überdieses noch mehr als 60,000 Thlr. in dem Tilgungsfonds vorhanden, wovon die Prämien für die Actien-Innhaber bestritten werden können. Es beginnt nunmehr eine neue Periode der Bank, die eine Abänderung der Maßregeln erfodert.

Die Auswechselungskasse hat nach und nach 500,000 Thaler erhalten, und bedarf keines weitern Zuschusses, wenn bei eintretendem Mangel an baarem Gelde die vorräthigen Banknoten jedesmal bei der Staats-

kasse umgesetzt werden können. Dieß wird der Staatskasse nicht schwer fallen, da die jährlich bei ihr von der Bank einzuwechselnde Summe baaren Geldes sich nunmehr von 300,000 Thalern auf 200,000 Thaler herabsetzen läßt. Es sind nehmlich von diesen 200,000 Thalern nur

40,000 Thlr. an Zinsen der Staatsobligationen, und

10,000 Thlr. an Administrationskosten

zu bestreiten, so daß noch 150,000 Thaler jährlich zu einem Tilgungsfonds für die Anleihe von 3,200,000 Thalern verwendet werden können, um die verpfändeten Staatsobligationen einzulösen.

Von den 3,880,000 Thalern in Banknoten, die zu Anfang des zweiten Jahres bei der Bank vorräthig waren, sind in fünf Jahren 1,300,000 Thaler bei der Staatskasse umgesetzt worden. Es bleiben also

noch 2,380,000 Thaler übrig, die auf eilf Jahre hinreichend sind, um jährlich für 200,000 Thaler baares Geld bei der Staatskasse einzuwechseln.

Ein Tilgungsfonds von 150,000 Thalern jährlich, der durch die ersparten Zinsen zu fünf Procent sich vermehret, ist hinreichend in eilf Jahren die Summe von

1,973,860 Thalern

abzutragen. Die Bank hat alsdann noch 180,000 Thaler in Banknoten vorräthig, und kann hiervon die Summe von 24,140 Thalern entnehmen, die zur Tilgung von zwei Millionen Thalern annoch fehlt.

Die Lage der Bank ist nunmehr weit günstiger. Sie erspart nicht nur 40,000 Thaler jährlich an Zinsen, die sie für eine Million der verpfändeten Staatsobligationen zu zahlen hatte, sondern sie hat noch überdieses für 1,500,000 Thaler zinsbare

Staatsobligationen eingelöst, und davon 60,000 Thaler jährlich an Interessen zu erheben. Nach Bestreitung der Administrationskosten kann sie also noch 30,000 Thaler jährlich zu einem ferneren Tilgungsfonds ansetzen. Für eben diesen Tilgungsfonds läßt sich die noch vorräthige Summe an Banknoten von 133,860 Thalern bestimmen, und die Auswechselung dieser Summe ist die letzte Hülfe, welche die Bank von der Staatskasse bedarf.

Die Schulden der Bank betragen sodann noch 1,200,000 Thlr. zu fünf Procent, und diese sind durch einen Tilgungsfonds von 200,000 Thalern, die jährlich um 30,000 Thaler und um die ersparten Zinsen sich vermehrt, in einem Zeitraum von vierzehn Jahren bezahlt.

Sind nun obige Berechnungen richtig, so entsteht in dem vorausgesetzten Falle für

die Bank, wenn sie auf die vorgeschlagene Art verfährt, kein weiterer Nachtheil, als daß die vollständige Benutzung dieser Anstalt erst nach dreißig Jahren eintritt, und der Staat sich immittelst mit der Erlangung eines Kapitals von sechs Millionen Thalern zu zwei Procent Zinsen zu begnügen hat. Es ist aber einleuchtend, daß die Schulden der Bank in einem weit kürzern Zeitraum getilgt werden müssen, wenn in dem ersten Jahre der Zudrang zur Auswechselungskasse vermindert werden kann. Dieß wird sehr davon abhängen, ob der Staat die erhaltnen Banknoten mit hinlänglicher Behutsamkeit allmählig in Umlauf bringt.

In dem sehr möglichen Falle, daß der baare Vorrath von 680,000 Thalern für das Bedürfniß der Auswechselungskasse im ersten Jahre zureichte, würde die Bank im zweiten Jahre nur 100,000 Thlr. baares

Geld bei der Staatskasse gegen Banknoten einzuwechseln nöthig haben. Von den Zinsen der Staatsobligationen könnten die Interessen der Actien und die Administrationskosten bestritten werden, und es blieben noch 80,000 Thlr. jährlich zu einem Tilgungsfonds für die Actien übrig. Nach sechs Jahren wären durch diesen Tilgungsfonds, der sich wie in obigen Fällen, durch die ersparten Zinsen jährlich vermehrte,

344,150 Thaler

an Kapitalien abgetragen. Die Bank hätte noch 80,000 Thaler in Banknoten vorräthig, welche zu Ergänzung des Actienkapitals an 600,000 Thalern und zu einem Theile der nöthigen Prämien verwendet werden könnten. Der übrige Betrag der Prämien wäre von der Einnahme des folgenden Jahres zu berichtigen. In der Auswechselungskasse hätten sich inmittelst von

den aus der Staatskasse für Bankosten erhaltnen Geldern 600,000 Thaler gesammelt, die Schulden der Bank wären bezahlt, ihre gewisse Einnahme betrüge jährlich 120,000 Thaler, und sie bedürfte keiner weitern Unterstützung von Seiten des Staats.

Jetzt erwarte ich Ihr Urtheil über die Ausführbarkeit obiger Vorschläge, und wenn Ihnen die Errichtung einer solchen Bank thunlich scheint, so wollen wir sodann weiter untersuchen, zu welchen Zwecken sie benutzt werden könnte.

Sechster Brief.

Es freut mich, daß Sie mit meinem Plane im Wesentlichen zufrieden sind. Daß er in einzelnen Punkten mancher genauern

Bestimmung, Ergänzung oder Abänderung bedürfe, will ich gern zugeben. Lassen Sie uns aber bei der Hauptidee stehen bleiben, und nunmehr die Vortheile betrachten, die mit der Ausführung eines solchen Vorschlags verbunden seyn würden.

Um dem Staate auf einmal die Summe von sechs Millionen Thalern zu verschaffen, sind von der Nation jährlich nur 120,000 Thaler zu erheben. Eine solche Vermehrung der Abgaben ist selbst unter den jetzigen Umständen im Verhältniß zu der Bevölkerung und den Hülfsquellen des Landes kein so großes Objekt, daß deßhalb ein Bedenken entstehen könnte, daferne nur die am mindesten drückende Art zu Aufbringung dieser 120,000 Thaler gewählt wird. Auch ist der Staat nicht gehindert diese Wahl erst nach erlangter vollständiger Uebersicht des ganzen Finanzwesens zu treffen.

Für die Verbesserung der Finanzen überhaupt ist nun ein ruhiger und sicherer Gang möglich. Die Staatseinkünfte mögen im ersten Jahre für die kurrenten Ausgaben noch so unzureichend seyn, es bedarf keiner übereilten Versuche, um diesem Mangel abzuhelfen. Das Deficit wird durch die Bank gedeckt, und im ersten Jahre kann die Beobachtung der vorherigen Einrichtungen und die Einsammlung statistischer Kenntnisse zum Hauptgeschäft bei Verwaltung der Finanzen gemacht werden.

Nicht alle Zahlen, die von den Unterbehörden angegeben werden, sind gleich unzuverlässig. Extrakte aus zehnjährigen Geburts- und Sterbelisten, Verzeichnisse der Feuerstätte, Nachrichten über die Mittelpreise des Getreides und eines Ackers Feld oder Wiese, über das Arbeitslohn, über die vorhandenen Wüstungen, und

über den Ertrag der auf einzelne Objekte gelegten Abgaben kann man mit ziemlicher Genauigkeit erhalten. In dem Falle, daß die vorgeschlagenen gesellschaftlichen Vereinigungen zum Straßen- und Kanalbau zu Stande kämen, wären auch die Taxationen der Grundstücke jedes Bezirks zu benutzen. Am Ende des ersten Jahres würde es daher nicht an Hülfsmitteln fehlen, um einen auf Kenntniß des Landes gegründeten Finanzplan zu entwerfen.

Es bedarf hierzu keiner verwickelten Theorie. Gegen die Art einer Abgabe mag sich noch so viel einwenden lassen, so hat sie doch schon dadurch einen Vorzug, daß sie bereits eingeführt und das Publikum daran gewöhnt ist. Jeder Producent oder Arbeiter, den eine Abgabe unmittelbar trifft, sucht sich durch den Preis seiner Waaren oder Dienste dafür

zu entschädigen. Dieß gelingt ihm bei einer überwiegenden Konkurrenz der Käufer. Durch eine so günstige Lage der Verkäufer wird in der Regel die Konkurrenz auf ihrer Seite vermehrt, und es entsteht nach und nach ein Gleichgewicht mit unmerklichem Hin- und Herschwanken. Die Abgabe vertheilt sich alsdann ohngefähr zur Hälfte zwischen Verkäufer und Käufer. Ist hingegen die gröſsere Konkurrenz auf Seiten der Verkäufer, so fällt zwar ihnen allein eine Abgabe zur Last, die auf ihr Gewerbe gelegt wird. Die Aufhebung einer solchen Abgabe ist alsdann ohne Zweifel wünschenswerth, aber wenn ein Surrogat dafür nicht entbehrt werden kann, so entsteht die Frage: ob man hoffen dürfe, einem sinkenden Gewerbe wieder aufzuhelfen, indem man ein anderes in eine nachtheiligere Lage versetzt. Oft

nimmt die Nationalindustrie von selbst eine bessere Richtung, indem sie von einem Gewerbe, dem unüberwindliche Hindernisse entgegen stehen, zu einem andern übergeht, das durch besondere Umstände begünstigt wird.

Ueber die Nothwendigkeit einer gleichmäßigern Vertheilung der Grundsteuern herrschen unter den Theoretikern gewisse Vorurtheile, die oft zu einem unnöthigen Aufwande von Zeit und Mühe, und zu manchen leicht zu vermeidenden Streitigkeiten über die zeitherigen Befreyungen Anlaß geben. Durch jede Grundsteuer wird ein Theil des Eigenthums auf den Staat übergetragen. Das Grundstück verliert so viel am Werthe, als ein Kapital beträgt, dessen Zinsen den aufgelegten Steuern gleich sind. Der jetzige Besitzer, der zuerst die neue Abgabe bezahlt, und seine Erben wer-

den um den Betrag dieſes Kapitals ärmer, hingegen trifft dieſe Abgabe den nächſten Käufer gar nicht, weil ſich der Kaufpreis nach Verhältniß derſelben vermindert. Iſt daher der Steuerfuß in ältern Zeiten, vielleicht vor hundert und mehr Jahren beſtimmt worden, ſo kann man füglich annehmen, daß jetzt der größte Theil der Grundbeſitzer durch den wohlfeilern Erkauf von der Laſt der Steuer ohnehin befreyt iſt. Was wäre alſo dadurch gewonnen, wenn der Staat einigen Grundbeſitzern einen Theil ihres Eigenthums entzöge, um andern damit ein Geſchenk zu machen? Iſt ein Grundbeſitzer dadurch ärmer, daß er dasjenige an Abgaben entrichtet, was er an Kapitalzinſen bezahlen müßte, wenn er das Grundſtück theurer erkauft hätte?

Ohne irgend eine dringende Urſache würde ich daher keine Veränderung in dem

vorhandenen Abgabensystem anrathen. Nur bei solchen Impoſten, die durch ihre Höhe zu häufigen Defraudationen Anlaß geben, und dadurch auf die Moralität einen schädlichen Einfluß haben, scheint eine Herabsetzung nöthig, die in den meisten Fällen nicht einmal eine Veränderung des Ertrags nach sich ziehen würde. Ferner wäre allerdings auf möglichste Simplifikation der Erhebung Bedacht zu nehmen.

Mit voller Ueberzeugung unterschreibe ich den Satz, daß der Staat bei Regulirung seines Finanzetats die Einnahme nach der Ausgabe bestimmen müsse; aber diese Ausgabe bedarf vorher einer strengen Revision. Nichts was einzelnen Bezirken, Städten, Kommunen, und Privatpersonen obliegt, sollte dem Staate aufgebürdet werden. Dieß gilt nicht nur, wie ich bereits erwähnt habe, vom Bau der Straßen und

Kanäle, sondern von mehreren Polizeianstalten, wodurch ein Bedürfniß irgend eines einzelnen Theils der Nation befriedigt wird. Dahin gehört besonders Unterstützung der Armen, Errichtung von Arbeitshäusern, Verpflegung hülfloser Kranken, Anstellung geschickter Aerzte und Wundärzte, Verbesserung des Hebammenwesens, Sorge für den ersten Unterricht des Bürgers und Landmanns und dergleichen. Nur wo ein wirkliches Unvermögen eintritt, darf die Hülfe des Staats nicht ausbleiben. Allein diese Hülfe sollte nur auf die dringendsten Fälle eingeschränkt werden, so lange der Staat nicht zu einem gewissen Reichthum gelangt ist. Und diesen Reichthum des Staats wünschte ich auf die bessere Benutzung der Domainen, und auf den reinen Ertrag der Bank gegründet.

Eben so sorgfältig wäre von der Staats-

ausgabe des Finanzetats alles abzusondern, was zu den ersten Auslagen gehört, die zu den gegenwärtigen Bedürfnissen einmal für allemal erforderlich sind. Diese Auslagen hätte der Staat allein von den sechs Millionen Thalern zu bestreiten, die er von der Bank empfängt. Dagegen wären 120,000 Thaler Zinsen von drei Millionen Thalern in Staatsobligationen, als die gewisse jährliche Einnahme der Bank, unter den kurrenten Ausgaben aufzuführen.

Insoweit die Einnahme des ersten Jahres zu den kurrenten Ausgaben nicht zureicht, kann das Ermangelnde aus dem Fonds der sechs Millionen Thaler vorgeschossen, aber dieser Vorschuß nach und nach in den folgenden Jahren von der Nation wieder ersetzt werden. Die zu ersetzende Summe würde nach einem festzusetzenden Verhältniß unter alle Departements vertheilt, und

von jedem Departement ſein beſonderer Antheil auf eine ihm zu überlaſſende Art aufgebracht.

Auf eine ähnliche Art könnte verfahren werden, um das Deficit des Finanzetats in jedem Jahre zu decken, daferne nicht ſonſt ein unbedenkliches Mittel vorhanden iſt, das Fehlende in der jährlichen Einnahme zu ergänzen. Vielleicht aber bedürfte es nur einer unmerklichen Erhöhung irgend einer zeitherigen Abgabe, gegen deren Fortdauer am wenigſten einzuwenden wäre.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach wird ſich das Deficit des Finanzetats in den folgenden Jahren vermindern oder ganz wegfallen, und ſogar ein Ueberſchuß der Einnahme entſtehen, indem der Ertrag der Abgaben durch den Wohlſtand der Nation ſich vermehrt. Schon der Zuwachs von ſechs Millionen

Thalern in Banknoten zu der cirkulirenden Geldmasse kann nicht ohne wohlthätige Folgen seyn. Sollte nun auf einen fortdauernden Ueberschuß der Einnahme zu rechnen seyn, so würde ich rathen, dasjenige, was die Abgaben über die Anschlagssumme des Etats ertragen, zum Erlaß irgend einer besonders drückenden Auflage anzuwenden. Es fehlt dem Staat nicht an Hülfsmitteln, um durch sich selbst und ohne Beschwerde der Nation sich zu bereichern.

Was die Bank, sobald sie das Ziel ihrer Vollendung erreicht hat, zu dem Staatsreichthum beiträgt, besteht in einer jährlichen Einnahme von 110,000 Thalern. Ueber den Gebrauch dieser Summe wird mein nächster Brief einige Vorschläge enthalten.

Siebenter Brief.

Sollte die Errichtung der Bank irgend einen Nachtheil verursacht haben, als etwa eine Vertheuerung der Lebensmittel und des Arbeitslohns durch die größere Masse des cirkulirenden Geldes; so könnte ihre Einnahme nicht besser angewendet werden, als zu ihrer allmählichen Auflösung, durch Einwechselung und Kassirung der Banknoten. Um durch eine jährliche Summe von 110,000 Thalern nach und nach alle Banknoten einzulösen, würden fünf und funfzig Jahre erforderlich seyn. Wenn indessen bloß das übermäßige Papiergeld vertilgt werden soll, so bedarf es hierzu eines weit kürzern Zeitraums. Und überhaupt ist es mir gar nicht wahrscheinlich, daß eine Summe von sechs Millionen Thalern in Banknoten für Ihr

Vaterland unter den jetzigen Umſtänden zu groß ſeyn ſollte.

Eben ſo wenig läßt ſich erwarten, daß die Nothwendigkeit eines bedeutenden Abgabenerlaſſes bei einer Nation eintreten werde, die unter obigen Vorausſetzungen eine jährliche Zunahme ihres Wohlſtandes zu hoffen hat. Laſſen Sie uns alſo annehmen, der Staat habe ohne Bedenken 110,000 Thaler jährlich aus der Bank fortdauernd zu erheben.

Dieſe Einnahme wäre ein jährlicher Ueberſchuß nach Befriedigung aller Staatsbedürfniſſe, und könnte mithin zu Sammlung eines Schatzes zurückgelegt werden. Aber die Erfahrung hat gelehrt, daß der Reichthum der Nation und der Kredit des Staats einen Schatz entbehrlich macht. Es iſt daher kein hinlänglicher Grund vorhanden, eine beträchtliche Summe Geldes müßig lie-

gen zu laſſen, von der noch irgend ein wohlthätiger Gebrauch gemacht werden kann.

Ein jährlicher Ueberſchuß der Einnahme vermehrt die Kräfte der Regierung in allen Zweigen der Staatsverwaltung. Ueber die Anwendung dieſer vermehrten Kräfte enthalte ich mich aller Vorſchläge, ſoviel die Militairanſtalten und die Juſtizverfaſſung betrifft. Jene liegen zu ſehr außerhalb meiner Sphäre, und dieſe iſt durch die neue Conſtitution und durch die Einführung des franzöſiſchen Geſetzbuchs im Weſentlichen ſchon regulirt. Was ich noch zu bemerken habe, bezieht ſich bloß auf die ſogenannte innere Polizei in der weiteſten Bedeutung dieſes Worts.

Es iſt einleuchtend, wie viel für den Reichthum der Nation geſchehen könnte, wenn jährlich eine beträchtliche Summe zu Urbarmachung der Wüſteneien, Austrock-

nung der Moräste, Prämien für Landwirthschaft und Manufakturen, Vorschüssen für Fabrikverleger und Aufmunterung wissenschaftlicher Untersuchungen von praktischer Wichtigkeit verwendet würde. Einer besondern Erwähnung verdient aber annoch die Möglichkeit einen niedrigern Zinsfuß zum Vortheil aller Gewerbe zu bewirken. Die Auswechselungskasse der Bank nehmlich würde nach meinen Vorschlägen in einem Zeitraum von fünf Jahren eine Summe von 500,000 Thalern baar oder in Banknoten gesammlet haben. Ist der Kredit der Bank gegründet, so läßt sich annehmen, daß wenigstens 200,000 Thaler von dieser Summe entbehrlich sind, besonders da die eingewechselten Banknoten bei der Stadtkasse wieder umgesetzt werden können. Diese 200,000 Thaler wären zu einem Fonds zu gebrauchen, um Kapitale gegen Hypotheken

und Grundstücke, oder gegen verpfändete Waaren um ein Procent niedriger, als der gangbare Zinsfuß ist, auszuleihen. Durch die jährlichen Zinsen der Darlehne und durch einen Zuschuß von dem was der Staat jährlich aus der Bank zu erheben hätte, könnte dieser Fonds nach und nach zu einer so bedeutenden Summe anwachsen, daß davon auf den Zinsfuß überhaupt ein hinlänglicher Einfluß zu erwarten wäre.

Bei den Vorschüssen an Fabrikverleger würde ich rathen, solchen Manufakturen den Vorzug zu geben, deren Material innerhalb Landes gewonnen wird, und die durch besondere Umstände begünstigt werden. Die Nationalindustrie ist einträglicher, wenn sie auf wenige Gegenstände sich konzentrirt, und bei diesen einen hohen Grad erreicht, als wenn sie mit geringem Erfolg auf alle Bedürfnisse sich verbreitet. Die Einbuße

des Geldes hat ein Staat nicht zu fürchten, dem es für andere annehmliche Waaren wieder zugeführt wird.

Sie werden meine Ansichten deswegen nicht verkennen, weil ich so lange bei demjenigen verweilt habe, was auf den Reichthum des Staats und der Nation sich bezieht. Wir sind beide weit entfernt, die höheren Zwecke über dem bloßen Mittel zu vergessen. Um aus einer dumpfen Betäubung zum Leben zu erwachen, bedarf jedes Volk eines gewissen Grades von Wohlstand. Aber aus einem Chaos aufgeregter Kräfte geht nur durch Licht und Harmonie ein vollendetes Ganze hervor.

Von einem Staate, der in der günstigen Lage ist, als eine wohlthätige Macht auf die Nation wirken zu können, hat man nicht bloß negatives Glück oder Sicherheit vor äußern und innern Gefahren zu erwar-

ten. Für jeden Staatsbürger darf alsdann keine Gattung von Kenntniſſen unzugänglich, keine Art von Ausbildung unmöglich, kein geiſtiges Verdienſt unerreichbar ſeyn. Es iſt nicht genug, die vorhandenen Unterrichtsanſtalten zu verbeſſern, oder nur wiſſenſchaftliche Inſtitute zu errichten, und mit allem erforderlichen Apparat zu verſehen; auch im Gebiete der Kunſt ſollte nichts vernachläſſigt werden, um den Sinn für das Schöne bei der Nation zu erhöhen und allgemeiner zu verbreiten. Ueber die Folgen einer ſolchen Verfeinerung herrſchen Vorurtheile, die bei einer genauern Bekanntſchaft mit der Geſchichte des Alterthums verſchwinden. Es war nicht das Uebermaß, ſondern die Unvollſtändigkeit der Kultur, wodurch ihre Ausartung erfolgte. Mit Recht begeiſtern uns die glänzenden Erſcheinungen der Vorwelt, aber die Autorität

eines Beispiels darf unser Ideal nicht beschränken. Im Ganzen genommen hatten selbst Griechen und Römer den höchsten Gipfel der Veredlung noch nicht erreicht, und manche Foderungen des Geistes und Herzens blieben bei ihnen unbefriedigt. Nicht der weitere Fortschritt, sondern der Stillstand auf halbem Wege ist für unser Zeitalter gefährlich.

Deutschlands Hoffnung

Gn II A 376

Stadtbibliothek Bibliothek Pforte in Württ.

Effigies et signa quaedam detracta libris in proelium formas.

TACITUS DE MORIBUS GERMANIAE.

Gn + A 318

Leipzig, 1813
bei Johann Friedrich Hartknoch.

67.- 6470

2.10.67

Gen. Dkt. 1506-14/15

Mit Euch, deutsche Männer und Jünglinge, für die Unabhängigkeit unsers Vaterlands an der Seite meines Sohns zu kämpfen hindern mich Amt und Jahre. Aber verschmäht das Wenige nicht, was ich selbst vielleicht noch für die gute Sache zu leisten vermag. Nehmt freundlich einen Versuch auf, Euch Bilder der Zukunft heraufzuführen, wie sie in den schönsten Momenten mir vorschweben, da das Vertrauen, daß Gott Eure Waffen segne, am lebendigsten ist. Auch Eure Vorfahren stärkten sich gern in der Schlacht an dem Anblick der Heiligthümer, für deren Schutz sie sich opferten.

Und möchte doch meine Stimme auch zu einem Jeden gelangen, der diesen großen Zeitpunkt

durch ängſtliche Sorgen entehrt, damit nicht durch Zweifel über den Erfolg des jetzigen Kampfs ſelbſt in beſſern Seelen der Eifer erkalte, auf deſſen Fortdauer und allgemeiner Verbreitung Deutſchlands Rettung beruht!

Es gehört zu der geheimen Taktik des gemeinſchaftlichen Feindes, die Aufmerkſamkeit auf ſolche Fragen zu lenken, wodurch unter den Mächten, deren Eintracht er fürchtet, der Saame des Mistrauens ausgeſtreuet wird. Ein Deutſcher, der dieſe Argliſt, ohne es zu wiſſen, durch Verzagtheit, Voreiligkeit oder Selbſtſucht begünſtigt, verdient ernſtliche Zurechtweiſung, aber den Fluch des Vaterlands, wenn er ſich abſichtlich herabwürdigt, Unkraut unter den guten Waizen zu ſäen. Jetzt hat man gar nicht darnach zu fragen, welche Provinzen und Städte dereinſt dieſem oder jenem Regenten zufallen ſollen, welche Staatsform erfodert wird, um Deutſchlands Selbſtſtändigkeit zu gründen, welcher Mittel es bedarf, um dieſe Staatsform zu befeſtigen, und gegen Ausartung zu ſichern. Dieß ſind Gegenſtände künftiger Verhandlungen, wenn erſt dem drückendſten Elend geſteuert, und das nächſte Ziel — Befreiung von fremder Gewalt — durch Anſtrengung aller vorhandenen Kräfte erreicht iſt.

Aber nicht zu früh können wir uns dagegen der seelenerhebenden Betrachtung überlassen, was für herrliche Blüthen und Früchte aus dem innern Reichthum des Vaterlands von selbst hervorgehen würden, sobald es die eiserne Hand nicht mehr fühlte, die jetzt die edelsten Keime zerknickt. Unsere Hoffnungen sind nicht zu kühn, wenn sie nicht auf willkührliche Voraussetzungen, sondern auf Erfahrungen sich gründen. Und jetzt ist es mehr als jemals Pflicht, den eigenthümlichen Werth des ächten Deutschen nicht zu verkennen, sondern mit gerechtem Stolze sich daran zu erfreuen.

Wenn zu allen Zeiten selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen einzelne Deutsche durch Geist, Kraft, Ernst und Gemüth in irgend einer Gattung von Thätigkeit sich auszeichneten, so liegt am Tage, was wir zu erwarten haben, sobald jedes Streben höherer Art durch fremde Uebermacht nicht mehr gehemmt wird. Ist aber jetzt der Augenblick erschienen, da das in weiten Entfernungen zerstreut unter der Asche glimmendes Feuer zu einer einzigen Flamme auflodert; so wird auch ein deutsches Volk mit Würde und Nachdruck auftreten, wie es ihm nach der Geschichte früherer Jahrhunderte ziemt.

Was unter den zeitherigen Umständen in unserm Vaterlande der Einzelne leistete, gelang ihm durch das Uebergewicht einer starken Seele über den äußern Druck. Unerschüttert von den Stürmen der Zeit lebte er in einer bessern Welt für den Kreis der Seinigen, für sein Geschäft, seine Kunst, seine Wissenschaft, seinen Glauben. Und nun setze man den Fall, daß er nicht mehr genöthigt sei, sich in sich selbst zu verschließen, daß er mit Ruhe und Heiterkeit um sich her blicken könne, daß er nicht überall auf feindliche Mächte treffe, die seine Sphäre beschränken und sein Werk zerstören, daß ihm wohl auch eine hülfreiche Hand begegne, und Gleichheit der Gesinnung ihn aufmuntere. Wird wohl alsdann seine Liebe erkalten, seine Kraft sinken, seine Beharrlichkeit ermatten?

Fremde Gewalt ist dem deutschen Volke, sobald es nicht durch innere Zwietracht geschwächt wird, weniger gefährlich, als fremde Sitte, die sich durch eine glänzende Außenseite empfiehlt. Ein Uebermaas von Bescheidenheit verleitet uns, jede Eigenheit des Ausländers, die wir an uns vermissen, in einem verschönernden Lichte zu betrachten. Daher das Bestreben, unsere Söhne und Töchter nach dem Muster eines Volks zu bilden, bei dem Frivolität, Eitel-

keit und Selbſtſucht einheimiſch geworden waren. Wohl uns, wenn wir bei dem jetzigen Kampfe zur Beſonnenheit erwachen, und es dahin kommt, daß Flachheit, Herzloſigkeit, und all der Flitterſtaat, mit dem eine modiſche Erziehung prangt, nicht mehr für höhere Ausbildung gilt!

Dann wird auch wahre Achtung für Frauen — ein Charakterzug, den ſchon Tacitus rühmt — in Deutſchland wieder an die Stelle der Galanterie treten, die unter der Maske äußerer Unterwürfigkeit innere Geringſchätzung verbirgt. So ſehr es dem Deutſchen verhaßt iſt, ſeine Gefühle zur Schau zu ſtellen, ſo werden doch ſeine geheimſten Regungen dem weiblichen Scharfblicke nicht entgehen. Geehrte Frauen ehren ſich ſelbſt, und erfüllen nicht nur ihre Beſtimmung als Gattinnen und Mütter, ſondern wirken auch mit milder Gewalt als Schutzgeiſter der Menſchheit, um die Reinheit der Sitten zu bewahren, die Keime des Edlen zu pflegen und das heilige Feuer der Begeiſterung zu nähren.

Zwiſchen Fürſten und Volk war in Deutſchland, wenige Ausnahmen abgerechnet, ein ächtpatriarchaliſches Verhältniß, ehe es der fremde Einfluß zerſtörte. Der angeſtammte Regent erſchien, wie

ein Vater umgeben von ſeinen Kindern. In ihm wurde das Verdienſt ſeiner Vorfahren dankbar geehrt, und mit Vertrauen ſah man ihn ein Scepter ergreifen, das eine Hand aus den Wolken ihm darreichte. Sicherheit auf dem Throne und unverkennbare Zeichen der Treue und Anhänglichkeit ſeines Volks gaben dem Fürſten ein begeiſterndes Gefühl ſeiner Würde, Furcht und Argwohn erſtickte nicht jede natürliche Regung des Wohlwollens, zu dem alles ihn aufforderte, und wenn er der höhern Stufe, auf die ihn der Weltregierer geſtellt hatte, ſich werth zu bezeigen ſtrebte, ſo verwahrte ihn deutſcher Ernſt vor Uebereilung, ſchwankendem Verfahren und Mangel an Ausdauer.

Seine Wohlthaten wurden mit liebevoller Verehrung empfangen, und wenn es ihm nicht gelang, einen heilſamen Zweck zu erreichen oder ein Uebel zu verhüten, ſo war das Volk immer geneigt, nicht dem Fürſten ſelbſt, ſondern ſeinen Miniſtern und Räthen die Schuld beizumeſſen. Die Bedürfniſſe eines Staats, der nicht für eigne oder fremde Vergrößerungsplane ſich erſchöpfte, waren mäßig und einleuchtend. Was zu ihrer Befriedigung diente, wurde willig herbeigeſchafft, und um dieß auf die ſchonendſte Art zu bewerkſtelligen, waren in mehre-

ren Ländern ſtändiſche Berathſchlagungen, bei denen es an biedern und einſichtsvollen Männern nicht fehlte, von dem beſten Erfolg. Am rühmlichſten aber offenbarte ſich der Geiſt des Volks in Zeiten der Noth, da es bis zuletzt bei ſeinem unglücklichen Fürſten aushielt, und die größten Opfer für ihn nicht ſcheute.

Zu dieſem Zuſtande der Geſundheit und Lebenskraft werden die deutſchen Staaten wieder gelangen, wenn ſie jetzt ihre Selbſtſtändigkeit erringen. Durch manche bittre Erfahrungen ſind Fürſt und Volk über ihre wahren Vortheile belehrt worden, beyde nähern ſich jetzt einander durch den gemeinſchaftlichen Eifer, mit dem ſie zu Einem großen Zwecke ſich vereinigen, und beide werden am Ziele ihres jetzigen Strebens zugleich die Mittel finden, ihre gegenſeitigen Pflichten in höherem Grade und weiterem Umfange mit größerer Leichtigkeit zu erfüllen.

Ein Nachhall des freudigen Muthes, mit dem jetzt ein tiefgebeugtes Volk den Kampf beginnt, wird nach dem Siege noch fortdauern. Mit geſtärktem Blicke wird es umherſchauen, und auf allen Seiten Hülfsquellen entdecken. Was nach ſo manchem verheerenden Kriege und ſo mancher drückenden Land-

plage durch deutſchen Fleiß und deutſche Beſonnenheit geleiſtet worden iſt, darf auch dießmal erwartet werden. Bei dem erneuerten Wohlſtande des Volks aber wird es dem Fürſten nicht an Kräften fehlen, ſo manches Bedürfniß des Staats zu befriedigen, wofür wenig oder nichts geſchehen konnte, ſo lange man bloß dem Drange des Augenblicks zu folgen genöthigt war. Und welche Ausſichten würden ſich für jede Gattung von Thätigkeit eröffnen, wenn über mehrere gemeinſchaftliche Angelegenheiten, als über die Aufhebung der Verbietungsgeſetze, die Benutzung der Flüſſe, die Gleichheit des Münzfußes und ähnliche Gegenſtände ein Einverſtändniß zu bewirken wäre!

Das deutſche Volk ſoll jedoch nicht auf der Stufe des glücklichen Gewerbfleißes ſtehen bleiben, ſondern es hat eine höhere Beſtimmung. Durch einen innern Trieb, die Gränzen des Sinnlichen und Irdiſchen zu überſchreiten, hat es von jeher ſich ausgezeichnet, und manches iſt darüber vernachläſſigt worden, was den Kindern dieſer Welt beſſer gelingt, als den Kindern des Lichts. Daher oft eine weniger glänzende Außenſeite, aber deſto mehr Beiſpiele von lebendigem Gefühl für Wahrheit und Pflicht, von unermüdetem Forſchen nach den ver-

borgensten Schätzen der Erkenntniß, von Tiefe des Gemüthes in den Darstellungen der Kunst, und von brennendem Eifer für das Edle, Große und Heilige.

Wo diese Vorzüge einheimisch sind, da eröffnen sich die herrlichsten Aussichten, sobald die Freiheit der gegenseitigen Mittheilung nicht mehr beschränkt ist. Ausartungen dieser Freiheit werden zwar nicht zu verhüten seyn, aber um die Frechheit im Zaum zu halten, vermag deutsche Sitte mehr als äußerer Zwang. Auch wird die Wichtigkeit des Zeitpunkts Männer erwecken, die das Rechte auf rechte Art zu sagen wissen, ein Geschlecht, das für das Bessere empfänglicher geworden ist, wird ihre Stimmen vernehmen, und wenn auf das Geschwätz der Flachheit, Unwissenheit, Leidenschaft und Sophisterey niemand mehr achtet, so wird es früher oder später verstummen.

Redner und Schriftsteller bedürfen eines vollkommenen Werkzeugs, und ob es wohl der deutschen Sprache nicht an Bestimmtheit, Würde und Nachdruck fehlt, so kann sie doch an Reichthum, Geschmeidigkeit und Anmuth noch gewinnen. Dieß ist zu hoffen, wenn eine blinde Verehrung des Auslandes den Deutschen nicht mehr verhindert, sich selbst

und alles, was ihm angehört, nach Gebühr zu schätzen. Er wird alsdann den geistigen Nachlaß seiner Vorfahren ehren, die verschiednen Provinzial-Dialecte, welche noch manche unbenutzte Schätze enthalten, werden ihm nicht mehr fremd bleiben: er wird sich schämen, in seiner Muttersprache es nicht zur Meisterschaft zu bringen, und nicht auch in ihr für die Bedürfnisse des feinern Umgangs mit den vielseitigen gebildeten Classen Ausdrücke zu finden.

Daß die jetzige Vereinigung zu einem gemeinschaftlichen Zwecke die vorher getrennten Provinzen und Stände einander nähert, muß auch der Wissenschaft zum Vortheil gereichen. Es wird dadurch nicht nur die Verbreitung des Erkannten befördert, und die Benutzung fremder Beobachtungen erleichtert, sondern auch der zeitherige Abstand zwischen dem Theoretiker und dem Praktiker vermindert, der für beide von schädlichem Einflusse war. Der einsame Forscher, der nach Erkenntniß um ihrer selbst willen strebt, ohne nach ihrer Brauchbarkeit zu fragen, vernachlässigt leicht die Form über den Gehalt, und verliert an Klarheit, was er an Tiefe gewinnt. Trifft er aber auf einen praktischen Mann in seinem Fache, der durch helle Begriffe, fruchtbare Lehr-

ſätze und Scharfblick in ihrer Anwendung ſeine Achtung erwirbt, ſo lernt er auch die Ausübung ſeiner Wiſſenſchaft ſchätzen, und der Weg iſt gebahnt, daß ſeine Theorie aus der Schule in die wirkliche Welt treten kann. Auf der andern Seite wird derjenige ſein Geſchäft nur ſehr unvollkommen verrichten, der dazu keine vorbereitenden Kenntniſſe zu bedürfen glaubt, ſondern ſich blos mit Handwerksvortheilen begnügt. Um ihn zurechtzuweiſen, iſt nichts wirkſamer als das Beiſpiel eines Gelehrten, der mit Gründlichkeit der Unterſuchung Rückſicht auf vorhandene Bedürfniſſe verbindet.

Unter die wichtigſten Urſachen der zeitherigen Spaltungen in Deutſchland gehörten auch die Unterſchiede der kirchlichen Meinungen und Gebräuche. Eine gänzliche Aufhebung dieſer Unterſchiede möchte weder zu erwarten, noch zu wünſchen ſeyn; aber ein friedliches Beiſammenſeyn, und ein wohlthätiges Ineinanderwirken dürfen wir hoffen, wenn die Mitglieder verſchiedener Religions-Parteien von der gemeinſchaftlichen Begeiſterung für die Sache des Vaterlands ergriffen werden, und ſich gegenſeitig kennen und achten lernen. Die kindliche Unterwerfung unter das Anſehen der Kirche wird dem Catholiken nicht zum Vorwurfe gereichen, und

dem Protestanten dagegen nicht verargt werden, daß er durch historische und philologische Kritik das Christenthum in seiner ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen und spätere Beimischungen davon abzusondern sucht. Aber fromme Gefühle des Danks, der Liebe und des Vertrauens werden sich über Deutschland verbreiten, sobald es durch göttliche Hülfe aus seinem jetzigen Elend gerettet worden ist. Denn Religion ist bei dem ächten Deutschen nicht ein Werk der Furcht, sondern der Freude.

Und diesem freudigen Kraftgefühle nach errungenem Siege wird auch die Kunst ein neues Leben verdanken. Die Meisterwerke der Griechen entstanden, als sie gegen fremde Uebermacht die Freiheit erkämpft hatten. Spätere Eroberungskriege bewirkten keine Fortschritte, und das weltbeherrschende Rom erwarb sich in der Kunst blos das Verdienst einer mehr oder weniger gelungenen Nachahmung. In einem Staate, dessen Streben nur auf Vergrößerung gerichtet ist, kann es zwar Talente geben, die den Mächtigen und Vornehmen die Zeit verkürzen, ihre Paläste schmücken, und dafür ein reichliches Auskommen oder einen herablassenden Beifall einerndten. Aber die reine

Flamme der Begeiſterung entzündet ſich nur in einem glücklichen Volke, das fremde Gewalt nicht fürchtet, und nichts Fremdes begehrt. Die Kunſt bedarf alsdann keiner irdiſchen Pflege, ſondern gedeiht aus innerm Triebe auf einem fruchtbaren Boden, und was Liebe gab, wird mit Liebe empfangen.

Um jedoch nicht nur für die Kunſt einen neuen Wirkungskreis zu eröffnen, ſondern auch um das Band der Vereinigung zwiſchen den einzelnen deutſchen Völkerſchaften feſter zu knüpfen, und den jetzigen höhern Schwung der Nation zu erhalten, wäre nichts wirkſamer, als zweckmäßige Volksfeſte. Was in Jahns deutſchem Volksthum darüber enthalten iſt, verdient ſehr beherzigt zu werden. Eine Feierlichkeit, wozu eine zahlloſe Menge aus den entfernteſten Gegenden Deutſchlands herbeiſtrömte, müßte alles Herrliche vergegenwärtigen, was das Vaterland aus ſeiner Fülle hervorgebracht hat. Sprache, Geſtalten und Töne müßten wetteifern, die Nation in ihrer eigenthümlichen Pracht darzuſtellen. Dann würde auch Eurer gedacht werden, die Ihr den jetzigen großen Kampf zu beſtehen habt, und in dem Herzen Eures Volks würde Eure That bis zu den ſpäteſten Enkeln fortleben.

Stimme der Warnung

bey

dem Gerücht

von

ihren politischen Verbindungen

im

Preußischen Staate.

Berlin 1815,
der Nicolaischen Buchhandlung.

Die tapfern Streiter, denen das Vaterland ſeine Rettung verdankt, kehren heim, und ihre glorreichen Siege fordern ein würdiges Denkmal. Dieß iſt die Ausführung des großen Werks, das auf den Schlachtfeldern gegründet wurde. Für die vereinigten Kräfte Deutſchlands giebt es kein höheres Ziel, und bey der Nachwelt haben wir zu verantworten, was in dem jetzigen Zeitpuncte verſäumt wird. Auf den preußiſchen Staat ſind vornehmlich alle Augen gerichtet; denn hier erwartet man mit Recht einen edlen Wetteifer unter allen Claſſen der Nation und in jedem Wirkungskreiſe die Früchte der allgemeinen Begeiſterung, die

durch die Thaten der Krieger bey ihren friedlichen Mitbürgern erzeugt wird.

Daß aber eben in diesem Staate und eben jezt die Spuren von einem Geiste des Argwohns und der Zwietracht sich zeigen, der seit mehrern Jahrhunderten so viel Unheil in Deutschland gestiftet hat, ist eine traurige Erscheinung. Und gefährlich wäre es, sich hierüber zu täuschen, und jene Spuren zu verkennen.

Das Gerücht von einem Bunde der Widersetzlichkeit und des Aufruhrs gegen den Fürsten hat wohl nirgends weniger Wahrscheinlichkeit, als in einem Lande, wo der Monarch durch die heldenmüthigsten Aufopferungen, und durch ein unablässiges Bestreben, nicht nur sein Volk von drükkenden Uebeln zu befreyen, sondern auch seine unerkannten und höhern Bedürfnisse zu befriedigen, die allgemeinste Verehrung erworben hat, und wo kein frevelhaftes Unternehmen von einem Volke Unterstützung erwarten darf, das durch Treue ge-

gen seinen Beherrscher sich auszeichnet, und beson-
ders seines jetzigen Königs mit gerechtem Stolze
und ehrerbietigster Liebe sich freut. Als gleich-
wohl die Behauptung, daß von einem solchen
Bunde dem Preußischen Staate Gefahr drohe,
in einer Flugschrift ohne Beweis aufgestellt wurde,
fand sie bey einem bedeutenden Theile des Publi-
kums Eingang, und wirkte auf eine sehr nachthei-
lige Art. Es schien fast, als ob über den That-
bestand des Verbrechens kein Zweifel mehr übrig
wäre, und es nur darauf ankäme, die Schuldigen
kennen zu lernen.

Unter einer solchen Voraussetzung kann es
allerdings nicht schwer werden, im Preußischen
Staate Personen aufzufinden, die einigen Schein
wider sich haben. Als zu einer Zeit, da der
schmähliche Druck des fremden Jochs bey dem
bessern Theile des Volks jedes Gefühl empörte,
eine Möglichkeit der Rettung erschien, war man-
ches heftige Gemüth nicht mehr vermögend, den

Ausbruch des innern Grimms zurückzuhalten, Wärme und Energie überschritten nicht selten die Gränzen der Vorsicht und Mäßigung. Und noch jetzt sind die aufgeregten Leidenschaften nicht gänzlich beruhigt. Ein brennender Eifer für die Sache des Vaterlandes wird noch oft in Augenblicken des Mißmuths über unerfüllte Hofnungen zu Aeusserungen verleitet, die eine kalte Ueberlegung nicht billigt. Hierzu kommt ein gewisser Hang zu freimüthigen, oft verschnellen Urtheilen über die Maasregeln der Regierung — eine begreifliche Eigenheit eines Volks, bey dem die gröſsere Lebhaftigkeit des Geists und Characters nicht durch Strenge der Fürsten beschränkt wurde, und das daher nicht gewohnt ist, über Dinge, die ihm zunächst liegen, seine Gedanken zu unterdrükken.

Wo aber das Mistrauen einmal Wurzel gefaßt, und jenes Gerücht Glauben gefunden hat, da wird durch Widerlegungen — auch wenn die angesehensten und geistvollsten Männer sich damit

befaſſen — wenig ausgerichtet. Dem gleichgeſinnten Theile des Publikums ſind ſolche Bemühungen willkommen, allein die Gegenparthey wird nicht dadurch überzeugt. Denn für den verneinenden Satz, giebt es in dieſem Falle keinen Beweis.

Zwar iſt nicht zu leugnen, daß auch bey dieſer Lage der Sache, die Folgen eines ungegründeten Verdachts für den Bewohner des Preußiſchen Gebiets weniger gefährlich ſind, als ſie vielleicht in manchem andern Lande ſeyn würden. Eine politiſche Inquiſition hat er hier nicht zu befürchten; dafür bürgt ihm die Gerechtigkeit des Monarchen, und das geſetzmäßige Verfahren der Behörden. Zu bedauern aber iſt immer ein Jeder, der durch leidenſchaftliche oder unbeſonnene Reden und Handlungen ohne eigentliche Verſchuldung Anlaß gegeben hat, für ein Mitglied des vorausgeſetzten aufrühreriſchen Bundes gehalten zu werden. Seine Perſon iſt gehäſſig, ſeine Arbei-

ten werden mit Widerwillen aufgenommen, auf Zurücksetzung, auch wohl auf Entfernung bey vorkommender Gelegenheit muß er sich gefaßt machen. Selbst bey der schonendsten Behandlung wird ihm doch das Vertrauen seines Vorgesetzten entzogen, und welch' ein drückendes Verhältniß entsteht hieraus für den redlichen Staatsdiener?

Ganz anders ist das Schicksal derjenigen, die ohne sich irgend einem Gefühle zu überlassen, durch Geschmeidigkeit und abgemessenes Betragen zu jeder Zeit die Gunst der herrschenden Parthey — auch wenn es der Feind des Vaterlandes war — zu erwerben wußten. Mit Recht schützt sie die Amnestie, eine wohlthätige Folge der wiederhergestellten Ruhe. Aber giebt es denn keine Amnestie für die Vergehungen, zu denen in den Zeiten der Drangsale, und des nachherigen Kampfs ein heftiges Gemüth oft aus den edelsten Triebfedern in einem leidenschaftlichen Zustande hingerissen wurde?

Auch dieſer Vergehungen wird indeſſen nach wenigen Jahren nicht mehr gedacht werden, und alsdann vielleicht eben ſo wenig von einem aufrühreriſchen Bunde in dem Preußiſchen Staate die Rede ſeyn. Es bedarf hierzu bloß, daß einige Zeit vergeht, ohne daß Würkungen eines ſolchen Bundes verſpürt werden. Und zum Verdacht giebt es weniger Anläſſe nach gänzlich wiederhergeſtellter Ruhe. Die innern Stürme werden beſänftigt, neben der Würde gewinnt auch die Anmuth Raum, und es mildern ſich die Ausartungen der Energie. Ehe aber dieſer Zeitpunct eintritt, geht eine koſtbare Zeit verloren, in der ſo vieles geleiſtet werden konnte, wozu uns jetzt ein Zuſammentreffen günſtiger Umſtände auffodert. Die Erndte iſt groß, und es fehlt nicht an Arbeitern, nur müſſen nicht manche der tüchtigſten aus ungegründetem Argwohn entfernt werden.

Daß Deutſchland ſo wieder hergeſtellt werde, wie es vor den letzten Jahren des Unglücks und

der Knechtſchaft geweſen war, darf uns nicht gnügen. Der innere Gehalt des Deutſchen und insbeſondere des Preußiſchen Volks hat ſich durch vielfache Prüfungen bewährt, und begründet ſeinen Beruf zu einer höhern Stufe. Es ſoll nicht bloß unter den gebildetſten und blühendſten Völkern ſeinen Platz einnehmen, ſondern auf der Bahn zur Vollendung als Beyſpiel vorangehen.

Ein ſolcher Gedanke würde anmaßend ſeyn, und der deutſchen Beſcheidenheit nicht ziemen, wenn es darauf abgeſehen wäre, jede andere Nation in dem beſondern Vorzuge, wodurch ſie zeither ſich auszeichnete, zu übertreffen. In einzelnen Zweigen der Staatsverwaltung, in mancher Wiſſenſchaft oder Kunſt, in dieſem oder jenem Gewerbe, und in der Entwicklung geſellſchaftlicher Talente mögen andere Völker vieles vor uns voraus haben, wenn nur das Ganze unſers Zuſtandes die höhern Forderungen befriedigt, welche nicht bloß auf eine glänzende Auſſenſeite gerichtet ſind.

Die Anlagen und Verhältniſſe der Völker, ſo wie der einzelnen Menſchen, ſind verſchieden, und manche Gattung des Verdienſtes iſt nicht für alle in gleichem Grade erreichbar. Aber alle ſind berufen, nach einem gewiſſen Ebenmaße der Veredlung zu ſtreben, ohne welches bey jedem Fortſchritte der Cultur die Gefahr der Ausartung ſich vergrößert. Und dieſes Streben kann nirgends beſſer gelingen, als wo ein freudiges Gefühl der Kraft und des Siegs das innere und eigenthümliche Leben eines Volks erhöht und vervielfältigt.

Ueberall trifft man im Gebiete des Denkens und Handelns Verirrungen in entgegengeſetzte Extreme. Dieſes Unheil des Zeitalters durch geiſtige Waffen zu bekämpfen, fodert die gute Sache der Religion, der Staatsverwaltung, der Wiſſenſchaft, der Kunſt und der Sitten. Und für einen ſolchen Zweck darf keine vorhandene Kraft unbenutzt bleiben.

Sieggekrönt ſtand Preußen auf dem Schlacht-

feldt, und neue Kränze ſind ihm unter den Palmen des Friedens beſtimmt. Heil ihm, wenn es erhaben über äuſſere oder innere Störungen mit feſtem Heldenſchritte die Bahn vollendet, die ſein hoher Beruf ihm verzeichnet! Wohl allen die ihm angehören, wenn, ſo weit ſeine Gränzen reichen, jede Leidenſchaft der Perſönlichkeit den großen Pflichten, die der jetzige Zeitpunct auflegt, freudig auf dem Altare des Vaterlandes geopfert wird!